H. lit. p.
2227

H. lit. P.
225 f (1

Litteraturbilder

LITTERATURBILDER

FIN DE SIÈCLE.

LITTERATURBILDER

FIN DE SIÈCLE.

HERAUSGEGEBEN

VON

A. BREITNER.

I. BÄNDCHEN: **SCHEFFEL.**

MIT BEITRÄGEN

VON

DR. MICHAEL RABENLECHNER:

HAMERLING, DER NATIONALE.

DR. BERNHARD MÜNZ:

FRAU JOSEPHINE SCHEFFEL.

ANTON BREITNER:

DER SCHEFFEL-BACILLUS.

MÜNCHEN.

J. SCHWEITZER VERLAG (JOS. EICHBICHLER).

1896.

BIBLIOTHECA

Alle Rechte vorbehalten.

ZUM GELEIT.

Die P. t. modernen Naturalisten, Secessionisten, Veristen, Nihilisten, Anarchisten und Antichristen der neuesten litterarischen Strömung werden — wie es scherzeshalber beabsichtigt ist — dies Bändchen seinem Titel zufolge mit Begierde ergreifen, um es sofort enttäuscht aus der Hand zu legen, nachdem sie sich überzeugt, dass es nicht ein Wörtchen Anerkennung für ihren litterarischen Distelgarten enthält.

Unsere Bibliothek, die wir mit diesem ersten Bändchen eröffnen wollen, soll dem litteraturfreundlichen Publikum ein Wegzeiger sein zum Goldschatz der Gelehrsamkeit und guten deutschen Litteratur und es mit Schönem trösten im Wust der lächerlichen Produktion moderner Litteratur-Gigerln. Diese Bibliothek soll ein Beweis werden, dass unser ausklingendes litterarisches Jahrhundert sein Haupt nicht zu verhüllen braucht zu Füssen der Muse, die uns Deutschlands grössten Lyriker Heinrich Heine, einen Robert Hamerling, eine Marie Eugenie

delle Grazie und einen Viktor von Scheffel geschenkt; als freudeverheissendes Omen mögen unsere Litteraturbilder dem neuen Jahrhundert entgegensehen.

Der Erfolg unseres ersten Versuches soll die Anregung zu jener grossen Sühne bilden, die Deutschland seinem Jahrhundert schuldig ist für dessen zwei grosse Sünden: für die Verneinung eines Heine-Denkmals und für jene Verblendung, die Deutschlands gewaltigem Redner und Denker den Glückwunsch zum achtzigsten Lebensjahr missgönnte. Diese Sünden waren auch moderne realistische Entartungen!

Wir haben dem ersten Bändchen den Namen des Ekkehard-Dichters gegeben, die folgenden sollen die Namen: Hermann Allmers, Adalbert Stifter, Franz Weinkauff, Ignaz Vincenz Zingerle, Reinhold Schoener (Rom), Eduard Grisebach, Georg Ebers, Julius Stinde, Paul Heyse, Adolf H. Povinelli, Hugo Greinz, Hans Grasberger, Woldemar Kaden, Marie Eugenie delle Grazie, Adam Müller Guttenbrunn, Guido List, Karl Maria Heidt, Dr. Moritz Hoernes, Dr. Michael Haberlandt, Heinrich Schliemann, Ferd. Gregorovius, Felix Dahn, Josef Bergmeister, Gerhard Ramberg, Franz Wolff, Paul Althof, Josef Allram, Friedrich Schlögl u. A. auf den Schild heben.

Allen Gutgesinnten herzfrohen Gruss
vom Herausgeber!

Ich liebe mein Oestreich.

~~Landsleute~~.

Ich liebe mein Oesterreich,
die Wälder der Heimat,
die Berge, die Auen, die
die Reben, die blauen —
Gott segne die Gewässer,
Gott segne das Land!
Es blühe, gedeihe:
doch, inmitten der Fülle
der Segnen ~~Segnen~~ erblüht,
~~Erstarkt durch Kraft~~
Mir immer rauh neuen
das deutsche Gemüth *),
Wie die Blume, die blauen,
Geheimnißvoll und traut,
Wie mit Augen der Liebe,
Mit Augen der Treue,
Aus dem Gold der Aehren,
aus Wogenden, blauen.

A. H. 1886.

Hamerling's Gedicht „Ich liebe mein Österreich“ in der ersten Niederschrift des Dichters. (Vergl. über dieses Gedicht „Rosegger, Persönliche Erinnerungen“, p. 121 ff.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

HAMERLING, DER NATIONALE.*)

Von Dr. Michael Maria Rabenlechner.

„Ich habe als nationaler Dichter meine Schuldigkeit gethan.“

Robert Hamerling.

Der vorliegende Aufsatz macht keinen Anspruch auf erschöpfende Behandlung des Thema's. Er will lediglich in gedrängter Kürze ein Bild von Hamerlings nationalem Empfinden geben, soweit es sich in einigen seiner bedeutenderen Schöpfungen geoffenbart.

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieser Essay sollte eigentlich nicht im Scheffelbändchen der Litteraturbilder fin de siècle seinen Platz finden. Allein die Veröffentlichung eines von uns gewünschten Beitrages „Hamerling und Scheffel“ schien uns nicht angemessen, weil wir die Parallele, als sie uns im Manuskripte vorlag, für viel zu lang und auch etwas zu abstrakt hielten. Als Ersatz

Die zahlreichen Proben, die wir bringen, werden nicht nach gewisser Feuilletonisten Art zum erneuten Abdrucke gebracht, um den Raum zu füllen, — sondern es geschieht, weil wir von der Überzeugung durchdrungen sind, dass sie nicht oft genug vervielfältigt und gelesen werden können.

Die Veröffentlichung eines bisher unbekannten hochinteressanten Tagebuchblattes

---

wurde uns in liebenswürdiger Weise obiger Essay übergeben, den wir nach Durchsicht mit wahrem Vergnügen acceptierten. — Rabenlechner geniesst als Hamerling-Forscher und -Kenner einen Namen und der demnächst aus seiner Feder (im Verlage der Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. in Hamburg) erscheinende erste Band einer eingehendsten Hamerlingbiographie — der erste Band behandelt bloss H.'s erste Jugend (1830—1846) — ist auf mehr als 400 Druckseiten die Frucht schier dreijährigen forschungsreichsten Studiums. Aber nicht bloss in wissenschaftlicher Prosa auch in wohlklingenden Versen ist Rabenlechner für die Sache H.'s thätig und finden sich die bez. Belege in zahlreichen angesehenen Zeitschriften. Unter anderm hat er auch für die Denkmalsenthüllung am 16. Juli 1893 (zu Waidhofen an der Thaya) den Festprolog geschrieben — ein Gedicht, das vor dem verdienten Schicksale zahlloser anderer Gelegenheitsgedichte bewahrt zu werden, Anspruch erheben kann. — Es lautet:

König lichtumkosten Hauptes, das gekrönt Camönenhand,
Seliger im Reich des Schönen, seit dein Sterbliches entschwand,

und einiger gleichfalls bisher unbekannter
und unedierter Gedanken und Gedichte

Heil, es tönten die Fanfaren, und die dunkle Hülle sank,
Sangesfürst, du heissgeliebter, sei gegrüsst im Feierklang!

Und du lauschest, Festgesänge, traute, leis ums Ohr dir ziehn,
Und du jubelst — o du kennst sie, deiner Waldmark Melodien;*)
Und es schweifen deine Blicke, weite Scharen musst du sehn,
Und du lächelst — deiner Heimat treue Mannen um dich stehn!

Und es schweifen deine Blicke, und sie haften festgebannt,
Durch die Strasse wandern siehst du einen Greis im Staubgewand,
Deinem Marmorthrone naht er, Segen seinem Mund entquillt,
Und er neigt vor dir sein Antlitz, erzerstandnes Seherbild!

Und zu deinen Füssen legt er seinen müden Wanderstab,
Ruhesehnend sinkt er nieder, seinen Mantel wirft er ab,
Und es lispeln seine Lippen, und sein Auge strahlt verklärt,
Ja er ist es, Ahasverus: Ruhe ist ihm hier gewährt!

---

*) Als die Hülle gefallen war, begrüsste der Waldviertler Sängergau das Standbild mit einem Festchor!

Hamerlings*) — lediglich diese verleiht dem Folgenden einigen Wert — wird gewiss den Freunden des grossen Dichters und Denkers herzlich willkommen sein.

* * *

August 1844 ist Hamerling aus dem niederösterreichischen Cisterzienserstifte Zwettl wo er durch vier Jahre Chorsängerdienste geleistet und das Untergymnasium absolviert hatte, in die Kaiserstadt a. d. Donau übergesiedelt, um daselbst weitere Fortbildung zu geniessen, zunächst am dortigen Schottengymnasium die Gymnasialstudien zu beenden. Es war dies damals bereits eine Zeit, wo es

---

Stolz aus blauen Höhen aber niedersinkt Alldeutschlands Aar,
Kosend diese Weihestätte mit erhob'nem Schwingenpaar!
Aus den Wäldern ringsum tönet süsser Äolsharfenklang:
Waldesmark, es tönt unsterblich, was dein Spross, dein grösster, sang!

*) Die Veröffentlichung geschieht im Einverständnisse und mit Erlaubnis der beiden Erben des Dichters, Frau Dr. Clotilde Gstirner und Frl. Bertha in Graz, die uns schon seit einigen Jahren zum Zwecke unserer H.-Forschungen und -Veröffentlichungen den Nachlass des Dichters zu benutzen in liberalster, zu wärmsten Dank verpflichtender Weise gestatten.

sich in den Geistern zu regen anfing in gewaltiger Opposition*) gegen die unhaltbaren Zustände des Metternich'schen Regime's.**) Vor allen in den jungen Geistern. Ich weiss nicht, ob auch die damaligen Humanitätsklassenschüler jener neue Geist bereits er-

---

*) Das charakteristischeste Symptom war wohl der Erfolg, mit dem Bauernfelds „Grossjährig", in der zweiten Märzwoche 1847 am Burgtheater in Scene ging. Was Figaro's Hochzeit für Paris, war das im übrigen theatralisch herzlich unbedeutende Stück Bauernfelds für Wien.

**) Nicht der Griffel des Historiker's — vielmehr zwei österreichische Dichter haben uns die Zustände des österreichischen Vormärz mit taciteischen Farben geschildert: Franz Grillparzer und Charles Sealsfield — erst'rer in seiner düsteren Selbstbiographie, der furchtbarsten Anklage gegen die schandbare Geistesknechtschaft jener Tage; der weiland Prager Kreuzherr in seinem Buche „Austria as it is, or sketches of the continental courts" (London, Bentley 1828.) — Alfred Meissner beschäftigt sich in seiner Einleitung zu Sealsfields nachgelassener Erzählung „Die Grabesschuld" (Leipzig 1873) p. 28 ff. eingehend mit „Austria as it is"; es ist nun richtig, dass das Buch die deutsche Bundespolizei mit allem Nachdruck verfolgt hat, so dass ein Exemplar im Antiquarbuchhandel nur schwer aufzutreiben sein dürfte. Wenn aber Meissner p. 29. l. c. glaubt, dass das Buch sich in keiner anderen öffentlichen Bibliothek finden lässt, als nur in der des British-Museum, so irrt er. In der Wiener Hofbibliothek z. B. findet sich sowohl die Originalausgabe, wie auch eine französische Übersetzung.

fasst — sicher aber bin ich dessen, dass die Zöglinge des Schottengymnasiums darob von ihren Lehrern nichts hätten zu befürchten gehabt . . .*) Und wie der Hort edlen

---

*) Im Jahre 1848 standen die Schotten keineswegs auf Seite der Rückwärtser. Interessant dürfte folgendes bisher wenig Bekanntes oder Beachtetes sein. Am 8. Nov. 1848 hat ein Kriegsgericht Robert Blum zum Tode verurteilt — am folgenden Morgen haben sie ihn, einen deutschen Ehrenmann jeder Zoll, in der Brigittenau durch drei Flintenschüsse in den Staub gestreckt. Vorbereitet zum Tode hat Blum der Prior des Schottenstiftes P. Edmund Götz. Es war aber in diesen ersten Stunden zwischen den beiden Männern nicht blos von geistlichen Dingen die Rede. „Der Pater war der Träger der letzten Möglichkeit einer Rettung Blums. Als nämlich die politischen Freunde Blums in Frankfurt von seiner Verhaftung hörten, was etwa den 6. der Fall war, erklärte Karl Vogt mit seinem richtigen realistischen Instinkte den vertrautesten Parteigenossen rund heraus, dass er Blum für verloren halte, wenn derselbe nicht in den Besitz einer Summe Geldes gesetzt werde, die den mutmasslichen Durchschnittspreis der Ehrlichkeit seiner Wächter erreichte. Wenige Stunden darauf stand Karl Vogt an der Spitze einer kleinen Deputation vor Rothschild und bat ihn gegen gute Prozente die Summe von etwa 3000 Gulden in Robert Blums Hände gelangen zu lassen. Der alte Rothschild schüttelte den Köpf und fand das Geschäft für bedenklich. War er doch österreichischer Freiherr! Der jüngere aber fand die Prozente des Wagnisses wert und sagte zu. Während die Quittung ausgeschrieben wurde, blieb Vogt allein

mit dem Stande katholischen Priestertums recht wohl vereinbaren Fortschrittes — ist das Wiener Schottenstift und sein Gymnasium allezeit und noch heute Pflegestätte wahren Deutschtums. Auch in Robert Hamerling hat sich während der zwei Jahre seines Schottengymnasialbesuches das schlummernde nationale Fühlen entfaltet.

„Ich fühlte mich früh von nationaler Begeisterung durchglüht und huldigte einer edlen Auffassung des Deutschtums.“*)

Vor uns liegt ein vergilbtes Papier — es trägt die Schriftzüge des sechzehnjährigen Hamerling, der in einer bisher unveröffentlichten und unbekannt ge-

---

zurück und bat um Auskunft, auf welchem Wege denn das Geld an den gefangenen Blum besorgt werden solle. Der Börsenkönig wollte lange nicht heraus mit der Sprache. Endlich sagte er, wie Karl Vogt mir persönlich mitteilte, flüsternd: „Durch den Prior des Schottenklosters in Wien.“ Allein auch diese Hülfe kam nun zu spät. Wer hätte es gewagt, für den zehnfachen Preis dem Fürsten Windischgrätz eine Beute zu entreissen, die man sich in Hetzendorf nun keinesfalls mehr hätte entgehen lassen! Blum begriff dies rasch. Das Geld ist bald nach seinem Tode zurück nach Frankfurt gelangt und zu den Sammlungen für die Witwen nnd Waisen Blums gezogen worden.“ (Vergl. „Aus Robert Blums Leben. Von Hans Blum“ in der „Gartenlaube“ 1878 p. 746.)

*) Hamerling, Stationen meiner Lebenspilgerschaft (Hamburg 1889) p. 105.

bliebenen Ode „An das Vaterland“ seinem jungen Nationalismus — der Dichter befand sich damals in der zweiten Humanitätsklasse — Ausdruck leiht wie folgt:

Heil Germania dir, heil dir mein Vaterland,
Heil dem Volke, dass dich heimische Flur umwohnt.
Heil auch mir, dass ich deinen Sohn
Froh im Liede mich nennen darf.

Nimmer tausch' ich um euch, Schatten von Eichenlaub,
Alle Schätze Perus, Berge voll Edelstein,
Latiums oder Hesperiens
Segensprossendes Lustgefild.

Du bist lieblicher mir schweigender Eichenhain,
Wo der Grazien Chor ernstere Tänze schlingt,
Wo im heiligen Schattenthal
Friede schlummert und süsse Ruh.

Wo der heilige Chor Musen von Helicons
Höh'n aus Graecia's Schutt und den Ruinen Rom's
Traurig irrend und heimatlos
Eine ewige Freistatt fand.

Wo ein Volk sich erhebt, kühn wie einst Roma's Volk,
Edel, tapfer und frey, schöneren Künsten hold
In den Tiefen der Wissenschaft
Wie durch schimmernde Thaten gross.

Das ein königlich Volk, herrlich wie keines mehr,
Durch stets schaffende Kraft, wie durch Streben des Geist's,
An die Stirne der Ewigkeit
Seinen herrlichen Namen schreibt.

Wenige Monate später — Dezember 1846 — erfasst ihn mit Begeisterung der Plan

zur Schöpfung einer Tragödie „Hermann“, ein Plan, mit dem er sich durch viele Monate trägt, ihn aber schliesslich nur darum aufgiebt, weil er sich in richtiger Selbstkenntnis der Bewältigung eines so grossartig zurechtgelegten Stoffes noch nicht gewachsen sieht; denn er hatte sich, wie das nachfolgende bisher unveröffentlichte Tagebuchblatt erweist, fürwahr keine leichte Aufgabe gesteckt.

26. Juli 1847.

Übersicht dessen, was durch das Drama „Hermann“ geleistet werden soll.

Ein Entwicklungsstadium der Menschheit soll dargestellt werden; eines der Stadien nämlich, die die Menschheit durch eine eintretende wichtige Katastrophe auf einen höheren Standpunkt haben. Die Zeit Hermanns hat eine welthistorisch höchst wichtige Bedeutung; in ihr trat ein sehr bedeutendes Entwicklungsstadium ein; Christentum und das monarchische Regierungsprinzip bemächtigten sich bald darauf der gährenden sich wild herumtreibenden Geschlechter, um sie einer höheren Kulturstufe zuzuführen. Das Altertum verblühte mit all' seinen Formen und machte einer ganz neuen, sich unter dem Prinzipe des Christentums und der monarchischen Regierungsform aus sich

herausbildenden neuen Ära Platz. — In der Geschichte der Hermannsschlacht soll dieses Entwicklungstadium veranschaulicht werden und zugleich ein Schema gegeben sein, wie ein Entwicklungsstadium zu allen Zeiten vor sich gegangen sei, und wie es, wenn es gelingen soll zu allen Zeiten auch künftig vor sich gehen müsse (z. B. heutzutage). — —

Es wirken aber in einem Entwicklungsstadium folgende Prinzipe zusammen:

1. Die alten Formen; ein bedrückendes hemmendes Prinzip (hier Varus).

2. Ein unterdrücktes Volk nach Licht und Freiheit ringend (hier die Deutschen).

3. Ein innerer Feind, der durch Verzweiflung am Gelingen der guten Sache, nur durch feige Resignation mit dem äusseren feindlichen Prinzip im Bunde steht (hier Segest).

4. Das Schöne. Kunst und Poesie. Idealzeigend, aufregend, zunächst die That herbeirufend (hier der Barde).

5. Weiblichkeit. Gemüterhebend, den Feind beschwichtigend und hemmend, ihre Grundsätze auf Empfindung basierend, dem thätigen Retter nachhelfend, wo seine Kraft nicht zureicht, und die That krönend (hier Thusnelda).

6. Die That der Befreiung. Auf Vernunft-

grundsätze gebaut durch No. 4 und 5 befeuert, dann kühn, aber nicht mit höchster Vorsicht und Umsicht hervortretend (hier Hermann).

7. Der (Kultur-)Fortschritt. Das Volk verlor durch Berührung mit den Römern seinen Natursinn, ward aber für eine höhere Kultur reif; es kommt durch No. 1 und 6 zum Selbstbewusstsein und ist nun fähig für die Prinzipe der nächstfolgenden Ära — für Christentum und Monarchie.

— — — — — — — — — — — —

Dass ein Jüngling, in dem das nationale Empfinden so heisse Macht besass, in dem Jahre, da der lang gefesselte nationale Gedanke*) endlich emporsteigen darf wie eine dem Käfig entronnene Lerche, mithilft die Märztage zu schaffen, jene Tage, die bekanntlich den vergötterten Faiseur der Restaurationsperiode über die Grenze jagten, ist eigentlich selbstverständlich. Jugendmutig stand Hamerling im Häuflein derer,

---

*) Ein nationaler Gedanke jedoch, der seine Bethätigung nicht im Rassen- und Klassenhass suchte. „Wir jungen Leute von 1848 waren überhaupt in dem Masse deutsch gesinnt, dass wir um den Preis, das deutsche Volk wirklich deutsch und geeinigt zu sehen in Gottes Namen die Magyaren Magyaren, die Polen Polen, die Czechen Czechen hätten sein lassen.“ (Stationen p. 145.)

die am 13. März 1848 in der Aula der Wiener Universität Widerstand geleistet haben — „und das war immerhin etwas in einer Zeit, wo die Entfernung zwischen tapferen Worten einerseits — gefällten Bajonetten und schwirrenden Flinten-Kugeln andererseits, nicht so gross war, wie in unseren Tagen des gefestigten, seiner Haut vollkommen sicheren Liberalismus.“*) Und die Handvoll Studenten ist bekanntlich Sieger geblieben: am 14. März hat sich der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler in einem Wäschewagen verpackt mit schlotternden Knieen aus Wien geflüchtet —: — — hätte ihm das einige Jahre — was Jahre? — hätte ihm das einige Wochen früher jemand strafdrohend vorher gesagt, er hätte — wie Scherr sehr richtig urteilt — einen solchen Propheten nicht auf den Spielberg oder nach Kufstein, sondern wahrscheinlich blos ins Narrenhaus geschickt . . .**)

---

*) Hamerling, Stationen p. 124.

**) Scherr, Grössenwahn, vier Kapitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit, (Leipzig 1876) p. 153. — — Von welch' wahnwitziger Verblendung Metternich erfüllt war, beweist ein erst kürzlich zu allgemeiner Kenntnis gelangter Vorfall: — Ein junger Student bekleidete im Palais Metternich's einen Hofmeisterposten. In den ersteren Tagen des März hört er auf der Universität, dass eine Verschwörung unter Studenten zum Zwecke der

Als der Spätfrühling 1848 das grosse Ereignis der Wahl Erzherzog Johanns zum deutschen Reichsverweser brachte, konnte der nationale Jüngling nicht schweigen. Nicht nur in Prosa machte er seiner Begeisterung Luft (in Terzkys „Wiener Gassenzeitung“) — er begrüsste auch in Versen (in einem Sonett) den neuen Verweser:

— — — — — — — — — — — — —

Heil uns, du kommst, dich unserm Glück zu weihen,
O sei die Sonne du, in deren Glühen
Die Blumen blüh'n, die Wolken sich zerstreu'n.

Ermordung des Kanzlers bestände. Lange unentschlossen, fasst er sich endlich ein Herz und tritt vor den Allgewaltigen, ihm seine Entdeckung mitzuteilen. Gnädig hört ihn der Besternte an. „Junger Mann“, antwortet er ihm „man merkt's, sie sind noch jung und verstehen die Welt noch wenig — in einer halben Stunde will ich ihnen dies bewiesen haben!“ Sprach's, setzte sich an seinen Schreibtisch und fertigte ein Billet an seinen getreuen Adlatus, den berüchtigten Polizeichef Sedlnitzky aus. In einer halben Stunde war die Antwort da; sie lautete: „In ganz Wien herrscht die schönste Ruhe und Ordnung!“ „Gehen sie nun mein lieber junger Mann“ — entliess hierauf der Herr Kanzler seinen Warner — „und werden sie erst etwas klüger.“ Beschämt und mit langer Nase musste der Student abziehen. — **Zwei Tage später** hat sich Seine Durchlaucht, um der Lynchjustiz zu entgehen, in oben geschildeter Weise flüchten müssen.

Und als die schönste Blume lass' im Flore
Des Gartens uns'rer jungen Freiheit blühn
Die Farbenpracht der deutschen Trikolore.*)

Seinen Pflichten als Mitglied der akademischen Legion ist er nachgekommen: auf dem Glacis wurde in Zügen, Kompagnien und Corps fleissig exerziert, auf der Universität fleissig Wache gestanden! Aber während auf der Wachstube der Universität seine Kollegen cigarrenwolkendampfverhüllt in rauhen Lauten politische Dispute führten — lag er oft einsam abseits auf der harten hölzernen mit Stroh belegten „Pritsche" — halbwach mit halbgeschlossenen Augen in stiller Träumerei. Da entstanden dann in solchen Stunden Gedanken, wie die Folgenden:**)

„Nationalitätenkämpfe entbehren nicht eines vernünftigen Grundes. Wie stände es um Civilisation und Humanität, wenn der Barbare sich auf das aufblühende Hellas gestürzt und ihm seine Sprache, seine Sitten und Gesetze aufgedrungen hätte?

So lasst denn jeder Nation ihre geschichtliche Aufgabe erfüllen.

---

*) In Bäuerle's „Österreichischem Courier" (vor. Theaterzeitung) vom 7. Juni 1848.

**) Bisher unveröffentlicht.

(Das gibt aber den unseligen Rassenkriegen keinen Grund der Berechtigung. —)

Zuletzt müssen diese nationalen Vereinzelungen doch wieder in einen förmlichen Kosmopolitismus zusammenlaufen, d. h. es wird eine allgemeine Weltlitteratur, Weltsprache, Weltlegislatur eintreten.“

* * *

„Germanismus ist das Prinzip der Kultur. Dies wird bleiben, ob nun Germanen oder Mongolen in Europa wohnen — sowie Romanismus Prinzip des Germanismus war, obgleich das römische Volk verschwunden. — Des Germanismus wird sich kein Volk erwehren können: Ideen kann man nicht zurückstossen!“

Oder es nahte ihm wohl gar in solchen traumverbrachten Wachtstubenstunden die Muse und er konnte nach Hause gekommen in sein lyrisches Heft Gedichte einzeichnen, wie das Folgende:

Sehnsucht nach dem Rhein.*)

Am schönen Rheinesstrande
Blüht mir das erste Glück,
Im öden Heimatlande
Lass ich den Gram zurück;

*) Bisher ungedruckt.

Wie auf der Blumendolde
Der Schmetterling gereift,
Vom lichten Flügelgolde
Die Raupenhülle streift.

Nur in der Ferne blühen
Die Rosen meiner Lust,
Nur in der Fern erglühen
Die Sterne meiner Brust;
Dort werden ideale
Gestalten, oft gesehn
Im Hoffnungsdämmerstrahle
Mir wahr entgegen geh'n.

Fahrt wohl ihr Heimatlande!
Fahrt Heimatjahre wohl!
Mich zieht zu fernem Strande
Mein Herz so übervoll,
Ich sende treu und bieder,
Folgend der Sonne Spur,
Zur alten Heimat nieder
Der Lieder Klänge nur!

In den Oktobertagen ist er daheim krank gelegen, vermag sich also nicht auf die Barrikaden zu begeben, und dieser Umstand bewahrt ihn wohl vor dem so viele seiner Universitätskollegen nach der Einnahme der Stadt treffenden Geschicke. Doch eine Strafe erspart ihm die siegreiche Reaktion nicht. Der damalige Polizeidirektor Wiens — ein beschränkter, geistloser Mensch, er war ein Adeliger und hörte auf den Namen Weiss von Starkenfels, — liess dutzendweise männliche Personen mit langem Haupthaare — namentlich in der Nähe der Universität — in

brutaler Weise zusammen fangen, sie auf die Polizeistube bringen und ihnen das Haar von Amtswegen scheren. So geschah es auch Hamerling. Auch er ward arretiert, auf die Wache geführt und seiner Locken beraubt. „Es war, als hätte man uns für ebensoviele Simsons gehalten, deren Kraft in den Haaren lag“ — lächelt der Dichter hierüber in den „Stationen“. Aber auch das Tragen eines weichen Hutes anstatt der staatgewollten „Angströhre“ konnte in jenen Tagen des neuerstandenen Stumpfsinns thatsächlich Arretierung und Verhör unter Insulten von Seite behördlicher Organe nach sich ziehn.

Die Wiener Universität aber hatte sich doch durch das Jahr 1848 — ein unberechenbar mächtiges Gut erstritten — nämlich „Lehr- und Lernfreiheit“. Neue Lehrer waren berufen worden — darunter freilich auch der junkerlich fouquéisierende Oskar von Redwitz dessen (?) Vorlesungen „über griechische Tragödie (Antigone)“ Hamerling zwar belegt, hoffentlich aber nicht besucht hat.*)

---

*) Die „Amaranth“ wurde bekanntlich das Evangelium zahlloser durch den Sturm des Jahres 1848 eingeschüchteter adeliger Mädchen und Frauen. Als im Jahre 1852 neue Berufungen an die Universität nötig wurden, sah sich Unterrichtsminister Thun — auf Drängen adeliger Kreise — veranlasst, dem „Regenerator“ der Poesie eine Lehrkanzel der

Doch zurück zu unserem Thema, von dem wir ganz abkommen zu wollen scheinen.

Ästhetik anzubieten. Baron Redwitz war naiv genug anzunehmen, und wurde somit auf Grund seiner „Amaranth“ Wiener Universitätsprofessor. Sintemalen sich nun aber in den Hörsälen der Wiener Universität Männer und nicht blaublütige Damen, einzufinden pflegten, ist der freiherrliche Professor trotz „Ahnenreihe“ und ausgiebigster Protektion schon nach kaum zwei Jahren vom Schauplatze der akademischen Thätigkeit sang- und klanglos verschwunden. Wie uns Sebastian Brunner, mit dem in Wien Redwitz viel verkehrte, persönlich allen Ernstes mitgeteilt, hat ihm die Vorlesungen, die er hielt, ein junger begabter Philologe, ein Schwabe, ausgearbeitet. Wir verzeichnen diese trotz alledem kaum glaubliche Mittheilung und gestehen, dass wir uns hier mit Redwitz überhaupt nicht weiter zu beschäftigen Lust hätten, so er sich nich einmal geäussert: „Er könne vor einer Dame, die Hamerling bewundere, keinen Respekt empfinden.“ Redwitz scheint sich fürwahr viel zu Gute gethan zu haben auf die ihm streng sittlich und religiös orthodox scheinende Richtung seiner Amaranth. Da scheint uns einen Ausspruch Daumer's über das Redwitz'sche Hauptwerk anzuführen nicht unpassend: „Es gibt“ — sagt Daumer, (Polydora I. Bd. p. VI) — „Bücher, die wie die bekannte Amaranth, den formellen Charakter der Frömmigkeit und Sittlichkeit tragen, während sie der Sache nach einen empörenden Mangel an wahrhaft religiösem und sittlichem Adel enthalten“. Die Richtigkeit dieses Daumer'schen Urteils bestätigt so recht aus dem ff ein Vergleich des Redwitz'schen mit Webers kräftigem, markigem Poëms „Dreizehnlinden“, das in gleicher Weise von gesunder Frömmig-

Mit siebzehn Jahren zum erstenmale ein Gedicht von sich gedruckt sehend*) —

---

keit, wie von echtem Nationalismus erfüllt ist. Bekanntlich hat auch Redwitz — circa zwanzig Jahre nach der Amaranth — ein nationales Fühlen in sich entdeckt. Aber während Webers „Dreizehnlinden“ von Jahr zu Jahr an Auflagenzahl gewinnt, haben auch die Anerkennungsbriefe „hoher,“ „höherer“ und „höchster“ Herrschaften Redwitz's „Lied vom neuen deutschen Reich“ vor dem Vergessenwerden nicht zu bewahren vermocht.

*) In der Brünner Zeitung „Moravia“ (11. Jahrgang Nr. 5 vom 11. Januar 1848). Unter dem Titel „Die Sterne“ ist dieses Gedicht — durchaus verändert und gekürzt — in „Sinnen und Minnen“ (7. Auflage p. 110) eingereiht zu finden. In der „Moravia“ führt es die Überschrift „Am See“ und hat folgenden Wortlaut:

Tausend goldne Sterne blinken
Von des Himmels blauer Höh',
Tausend gold'ne Sterne winken
Aus dem spiegelglatten See.

Aus der Höhe winken Sterne
Mich von dieser Erde weg,
Ach umsonst! Nach eurer Ferne
Baut mir Niemand einen Steg! —

Aus der Tiefe winken Sterne
In die Wogen mich hinein,
Ach ihr trügt — wohl käm ich gerne,
Doch ihr seid nur nicht'ger Schein! —

Arges Schicksal, das an Tücke
Tantal's herbem Lose gleicht,

ist Hamerling erst siebenundzwanzigjährig (August 1867) als Dichter mit einem selbstständigen Werke, dessen Druckkosten er jedoch selber tragen musste, an die Öffentlichkeit getreten — mit einer kleinen 4 Bogen starken gegenwärtig wohl nicht mehr im Buchhandel erhältlichen Gedichtsammlung „Ein Sangesgruss vom Strande der Adria", den er von Triest aus, wo die äusserste Schwinge deutschen Geisteslebens verzittert, in die deutschen Gauen sandte — und der dort freundlich und herzlich aufgenommen und erwidert ward.*) Ein Jahr darauf er-

---

Der die Labung mit dem Blicke
Nur ersieht, nie selbst erreicht.

Ja, ihr pflegt, ihr gold'nen Sterne
Unsers Glückes Bild zu sein;
Was der Himmel hat, ist ferne,
Was die Erde hat, ist Schein!

*) Nur nicht in Graz. „An der Grazer Universität wurde die Lehrkanzel der deutschen Sprachwissenschaft und Litteratur damals von einem jungen Manne versehen, der sich grosser Achtung und Sympathie sowohl unter den Studenten als in der gebildeten Bevölkerung überhaupt erfreute. Seine jugendlich schlanke Gestalt, das lange blasse ernste Gesicht, das lang und schlichte auf den Nacken herabfallende Haar, stellten das echte Bild des deutschen Gelehrten von der gewinnenden Seite dar und flössten auch mir Vertrauen ein. Ich kam auf den Gedanken, obgleich bis dahin ein persönlich Fremder für den Genannten,

schien das Gedicht „Venus im Exil“ — kurz charakterisiert als ein hohes Lied der Sehnsucht — und drei Jahre später, gleichsam ein Pendant zur „Venus“ die Dichtung „ein Schwanenlied der Romantik“, gesungen in den tadellosesten Nibelungenstrophen, die

---

mein eben erschienenes Büchlein ihm zur Beurteilung vorzulegen. Ich ging zu ihm und bat ihn es durchzusehen. Er hiess mich nach acht Tagen wiederkommen. Als die Woche um war und ich klopfenden Herzens bei ihm eintrat sagte er mir wörtlich: Ich habe ihr Heftchen durchgesehen und ich habe, aufrichtig gesagt, in den lyrischen Gedichten keine poetische Begabung entdecken können. Und was die Bruchstücke aus der epischen Dichtung „Venus im Exil“ betrifft, so legen sie wohl selbst keinen besonderen Wert darauf.“ Stationen p. 264 ff.) Wenn uns dies nicht Hamerling selbst berichtete würden wir wohl die Sache für unmöglich halten; denn zur vollen Beleuchtung des Urteils muss noch besonders hervorgehoben werden, dass in eben jenem „Sangesgruss“ Lyrika enthalten sind, die — später in „Sinnen und Minnen“ eingereiht — den Ruf Hamerlings als lyrischen Dichters begründeten so z. B. „Rosenlied“, „In der Waldschlucht“, „Ganymed“, „Viel Träume“ (letzteres Gedicht z. B. 21 mal komponiert) u. s. w.! Indess — wahrhaft starr vor Erstaunen wird das deutsche Lesepublikum erst sein, wenn es den von — Hamerling verschwiegenen — Namen jenes langhaarigen Gelehrten erfährt: es ist nämlich kein anderer als der gegenwärtige Berliner Universitätsprofessor Germanist **Karl Weinhold!!!**

jemals gebaut wurden. . . . In einer Vision schaut der Sänger in venetianischer Sternennacht die gesammte entschwund'ne Herrlichkeit der Vorzeit; — — da bricht der Tag an, „vor dessen Dämmergrauen das Wolkenschloss der Dichtung schnöde zusammenbricht“ — Zinnen, Tempel und Paläste entschwinden und die neue auf ihre Erfindungen und Errungenschaften stolze Zeit — zeigt ihr prahlendes Gesicht — ein Gesicht aber, aus dem der Poet entsetzt jene Krankheit erkennt, der das Leben des Herzens zum Opfer fällt! Von seinem Vaterlande jedoch hofft der Dichter Wahrung und Rettung seiner Ideale und so lässt er passend das „Schwanenlied der Romantik“ mit einer Mahnung an sein geliebtes Vaterland verklingen:

Vaterland, du starkes, wo blühn im Sonnenschein
Vom Elbstrom hundert Städte bis an den grünen
Rhein,
Wo von den Alpenhängen bis an den Nordseestrand
Viel tausend Brüder wohnen — Gott segne dich,
du starkes Land.

Vaterland du schönes, wo stolz die Ströme geh'n,
Wo hoch die Dome ragen und ernst die Burgen
stehn,
Wo sich in zwei Meeren spiegelt der Ufer Rand
Und grün die Flügel glänzen — Gott segne dich,
du schönes Land.

Vaterland du kühnes, wo eichenlaub-umkränzt
Noch Hermanns Schild nicht rostet, wo noch verborgen glänzt
Das Schwert der Hohenstaufen, und wo deutsche Hand
Weiss beides noch zu führen — Gott segne dich, du kühnes Land.

Vaterland du hehres, wo jedem dunklen Trug
Kühn und stolz begegnet lichten Geistes Flug,
Indess doch Lieb und Treue, rein wie Opferbrand,
Glühet in den Seelen — Gott segne dich, du hehres Land.

Vaterland du teures, das wie ein holder Stern
Erglänzet lieben Brüdern auch in weiter Fern,
An welches treu gebunden hält ein festes Band
Alle deutschen Herzen — Gott segne dich, du teures Land

Vaterland du heil'ges, wolauf im Morgenrot,
Für dein Banner gehn wir freudig in den Tod,
Wenn es schwarzrotgolden weht am Nordseestrand
Und von den Alpen flattert — Gott segne dich, du heil'ges Land.

* * *

Ja, Vaterland geliebtes, umströme dich Glück und Heil,
Was bestes bringen die Zeiten, es werde dir zu teil,
Nur fleh ich nie, missachte in neuem Strebensdrang,
Was deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang.

Entfache des Geistes Leuchte zu nie geseh'nem Glanz,

Doch pflege du das Herz auch, pflege den keuschen Kranz
Tiefinniger Gefühle; wahre duftig zart
Die Blume deutschen Gemütes im frost'gen Hauch der Gegenwart.

Was Wirklichkeit dir immer für gold'ne Kränze flicht
Mein Volk! der Ideale Bilder stürze nicht,
Steh'n ihre Tempel öde, du walle noch dahin
In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn.

Wenn sie dich Träumer schelten mein Volk erröte nicht,
Nicht höre den falschen Propheten, der tadelnd zu dir spricht:
Du müssest „staatsklug" werden, es heische das Völkerglück,
Den nackten Egoismus des Urwalds Raubtierpolitik.

Nein weil es dir vertraut war das Banner des Ideals,
So halt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrahls,
Hoch halt es unter den Völkern, und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn.

Ruhmvoll ist deutsche Treue, hoch gilt Germanenwort,
So bleibe mein Volk denn ewig des ewigen Rechtes Hort
Wem ist wie dir entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
Wer ist, du grösstes der Völker, so sehr wie du sich selbst genug?

Herzensadel bleibe des deutschen Namens Ruhm,
Recht und Wahrheit bleibe sein Palladium;
Auf diese starken Säulen, vom Wandel der Zeit
umkreist,
Gründe für alle Zeiten dein Weltreich, dir o
deutscher Geist.

* * *

In dieser Zeiten Zwielicht Morgendämmerung,
Mit einem neuen Tage schwanger, der herrlich
und jung
Über den harrenden Völkern beginne den stolzen
Lauf
Er gehe dir, o Heimat, er gehe dir am ersten auf.

Und kommt er als Bote des Dunkels und bricht
die Nacht herein
Auf deinen Bergen säume des letzten Tages Schein,
Die letzte aller Blumen, sie blühe auf deinem Ried,
In deinen Hainen flöte die Nachtigall ihr schönstes
Lied.

Die Perle des himmlischen Segens, die irdische
Blüthen netzt,
Von deinen Blüthen, o Deutschland, wegtrock'ne
sie zuletzt,
Zuletzt dir schwinde der Zeiten verglimmendes
Abendrot,
Du bist das Herz Europa's, so lähme dich zuletzt
der Tod.

Ein berufener Kritiker (Strodtmann) hat die Meinung ausgesprochen, dass die schönsten Einzelstellen des Schwanenliedes nur mit der deutschen Sprache selbst zu Grunde gehen

könnten: Zu jenen schönsten Einzelstellen zählen die eben citierten Strophen, Worte, die kein Deutscher ohne beflügelten Pulsschlag und Begeist'rungswangenrot — ohne Andacht und Weiheschwur zu lesen imstande sein wird.

Hatte Hamerling nun in dieser Dichtung die höheren Ideale der Vergangenheit weichmütigwollautend gepriesen, so legte er in der nächsten seiner Schöpfungen den Massstab eben dieser höheren Ideale an sein Volk. „Germanenzug" — dies der Titel des Werkes — ist die poetische Verherrlichung der Sendung des deutschen Volkes. „Es ist" — wie ein Kritiker sagt*) — „eine Art dichterischer Phantasie, sowie man von Phantasieen in der Musik spricht." Urmutter „Asia" erscheint in einer Vision Teut, dem Ahnherrn unseres Volkes, der mit seinen Reisigen „harrend an der Schwelle des Occidentes steht und an dessen Thore pocht", und eröffnet ihm die Mission der Seinen in ihren neuen Wohnsitzen in Europa. Sie ruft ihm u. a. zu:

Du bist der träumerisch'ste meiner Söhne,
Doch auch der mutigste, das Grösste wagend;
Du bist der kräftigste, du bist der Kühnste,

---

*) Landsteiner, Hans Makart und Robert Hamerling. (Wien 1873) p. 21.

Doch auch der frömmste, still das Ärgste tragend.
Du bist der Rauheste, doch rührt die Schöne
Der Frauen dich und holde Musenkünste;
Hoch in die Wolkendünste
Verlierst du dich in Sternenregionen,
Und scheust den Schweiss doch nicht und klebst
am Boden
Wüsten zu pflügen, Urwald auszuroden.
Du stürzest Völker hin und greifst nach Kronen,
Mit blut'ger Hand in stürmischer Bewegung,
Und bleibst ein ew'ges Kind voll zarter Regung!

— — — — — — — — — — — — — — —

. . . Freudig stolz das hohe starke Leben
Des Ganzen leben und sein eig'nes Wollen
Verleugnen, um zu wirken im Vereine,
Statt einsam thatlos hinzugrollen —
Und seine Sympathien, sein Widerstreben
Hinopfernd frohgemut für's Allgemeine,
Sich fügen gleich dem Steine
In einen grossen Bau, — das, o Germane,
Das lernst du nur, wenn wilder Brände Flammen
Dein Volk zusammenschmelzen, wenn zusammen
Es jagen, wie Gewölke, Weltorkane:
Nur Blut und Tod kann euch zusammenkitten,
Und Schmach und Drangsal, kämpfend durchgelitten!
Und nur dein Volk allein wird Söhne zählen,
Die, wenn es tausend Ruhmesleuchten krönen,
Sich seiner schämen noch, statt aufzuglühen
In Stolz und Liebe, die's verleugnen höhnen,
Die wenn die Heimat sie zur Fremde wählen,
Das Mutterland bekämpfend Geifer sprühen
Und dir, o Teut, nur blühen
Geschlechter, die den Unterdrücker lieben,
Die glücklich, auch vom Bruderstamm geschieden,
Sich fühlen und der matten Seele Frieden,
Mit keiner Seele leisem Hauche trüben,
Und die, will Söhne sie die Mutter nennen,

Ihr blöd' in's Auge schau'n und sie nicht kennen.
Und dennoch, dennoch dieser Fluch wird weichen,
Und leuchten wird zuletzt in reinen Schöne
Dein Stern und wie du irren magst und schwanken,
Du bist der Zukunftsreichste meiner Söhne;
Und auf der Stirn dir blitzt das Flammenzeichen
Des Genius ....
Kennst du die höchste Bahn für euer Ringen,
Wenn ihr dereinst erstarkt in sichrer Einheit?
Kennst du im Meer der Zeiten die Fanale,
Die fernher winkend mit der Flamme Reinheit
Euch hin zum letzten schönsten Ziele bringen?
Hoch oben glänzen sie mit ew'gem Strahle,
Die heil'gen Ideale
Der Menschheit: Freiheit, Recht und Licht und Liebe
Das sind die letzten vollerglühten Flammen
Des Urlichts — sie zu schüren allzusammen
In eine Glut im hadernden Getriebe
Des Völkerlebens: Das ist deine Sendung,
Volk Odins, das ist Menschentums Vollendung.

— — — — — — — — — — — — — — —

Solche nationale Töne entstammen nur der Urkraft eines tiefsten Dichtergeistes, wie ja „der Germanenzug überhaupt die herrlichste Offenbarung dichterischen Nationalbewusstseins ist, die die Litteratur des Jahrhunderts kennt.“*)

*) Müller-Guttenbrunn, Im Jahrhundert Grillparzers. (Wien 1893) p. 140. — Müller-Guttenbrunn macht an dieser Stelle noch die schöne Bemerkung: „Hamerling hatte als Dichter etwas von einem gottbegnadeten Seher und es werden vielleicht Tage kommen, in denen man ihn als nationalen Heros vergöttert, denn urgewaltig und einzig sind die Töne, die er anzuschlagen vermochte, wenn er sein Volk besang.“

Der „Germanenzug“ bedeutet aber auch den entschiedenen Wendepunkt in dem ästhetischen Entwicklungsgange Hamerlings.

Aus dem in Wolkenhöhen wandelnden Dichter, der den weltfremden Romantiker auch im „Schwanenliede“ noch nicht völlig zu verläugnen vermocht, ist nunmehr ein moderner Poet geworden, dessen innere Blicke von nun an auf die Gegenwart sich richten.

Gleich die nächste seiner Dichtungen zeigt uns im Spiegelbild neron'scher Eigensucht, was wieder sicht erneut.

Und auch im „Ahasverus in Rom“ lässt sich der Dichter nicht entgehen deutschem Wesen ein schimmerndes Denksäulchen zu errichten. Nero — von allen seinen Freunden verlassen, vom Volke geschmäht — von seinen Feinden bedrängt — flieht aus dem goldnen Haus. Ein einziger von allen seinen Dienern ist ihm treu geblieben — ein Germane.

Noch einmal irrt er durch das Haus und findet
Nicht einen Diener mehr — doch nein! noch Einen:
Ein Mann ist's von der kaiserlichen Wache
German'schen Stamms — mit Waffenehre grüsst
Ihn dieser noch als Kaiser und als Herrn,
Des Wackern Treu mit Rührung fast bestaunend,
Winkt Nero: „Folge mir!“ Und still gehorsam
Apathischen Gesichts folgt der Germane.
. . . Endlich bietet

Sich zum Asyl verfall'nes Mauerwerk,
Ermüdet schon ist Nero, fast verschmachtet
Vor Durst in seines innern Fibers Brand.
Gutmütig sammelt der Germane Wasser,
Wie es vom Himmel stürzt in seinen Helm
Und reicht's dem Schmachtenden, um ihn zu laben.
„Hier sind wir sicher!" tröstet er den Herrn.
„Ja, sicher" — gibt mit bitterm Lächeln der
Zur Antwort, müd auf harten Grund sich streckend —
„So sicher wie ein Lerchennest im Korn
Zur Erntezeit. — Horch, horch, wie's stürmt und wettert!
Wir aber sind zur Ruhe hier verdammt.
Warum so schweigsam du, mein treuer Kämpe?
Sieh, Nero ist gewöhnt an Zeitvertreib . . .
Warum bist du der Einz'ge mir gefolgt
Was spornte dich den Einen, auszuhalten
Bei mir getreu, als all' die Ander'n flohen?"
„Ei, Herr," versetzt befremdet der Germane
„Steh ich denn nicht in deinem Sold? und ist's
Nicht Dienerpflicht, dem Herrn treu zu sein?"
„Pflicht — Treue — Mann, du sprichst in Germanismen!
Wie lang bist du in Rom?" — „Zehn Jahr!" — „Und hast
Die Treue nicht verlernt? und folgst nur so
Mir ohne Grund aus angestammter Treu?
Ei, ihr Germanen, seid ein wackres Volk!
Bist du nicht stolz d'rauf, dass du ein Germane?"
„Ich bin ein Bructerer!" —
„O weh, er weiss kaum dass er ein Germane!
Erzähle mir, indess wir rasten Freund,
Ein wenig doch von deinem Vaterlande!
Wie bringt ihr wohl den langen Tag so hin
In euren finstern Wäldern" — „Ei wir jagen
Das Hochwild, Eber, Wolf und Ur und Elenn
Und Abends ruht man auf der Bärenhaut

Trinkt aus dem Horn des Auerstiers, verkürzt
Auch wohl die Winternacht mit Würfelspiel.“ —
„Wohl besser lebst du jetzt bei uns im Süden? —“
„Doch jezuweilen sehn’ ich mich zurück
Wir haben nur Gesumpf und Tannenwälder
Und südwärts lockt uns oft ein Wanderdrang
Doch seit ich leb in Roms, da dünkt mich’s oft
Als war’s doch nirgend’s schöner als daheim.“
„In euren Sümpfen, euren Tannenwäldern?“
„Wie schattig grünt der Wald zur Sommerszeit
Doch schöner mein ich, ist es noch im Winter:
Da hängt der weisse Nebel in den Ästen,
Windbrüche hört man knirschen im Gebirg,
Und geht der Wand’rer durch den Forst, da klingen
Des Eises Zapfen, schimmernd in der Sonne,
Aus allen Wipfeln wie ein Glockenspiel.
Und unterm Fuss des Wandrers kracht der Schnee:
Bei Nacht die Stürme brausen, Sterne glitzern
Aus dem Gestrüpp zuweilen schaut der Währwolf —
Dann schlägt man sich wohl abseits durch den Busch
Und hüllt sich schaudernd tiefer in die Wildschur.
In solcher Zeit, o, das ist’s wohlig ruh’n.
Bei dicker Tannenklötze roter Glut
Bei Gerstensaft und Met und Liederklang.
„Wie? habt ihr Lieder auch? wem singt ihr sie?“
„Den Helden und den Frau’n.“ „Die Frauen gelten
Bei euch so viel?“ — „Mehr als in Rom. Wir haben
Auch Seherinnen, hochgeehrt im Volk.“
„Ihr ehrt die Helden auch?“ „Wenn sie gestorben,
Erweist man ihnen hohe Grabesehren.“
„Ei — wie bestattet ihr den todten Helden?“
„Schwert, Lanze, Schild, Trinkhörner, Rosse werden
Mit ihm verbrannt. Bei Stämmen an der See
Da üben sie noch and’re Todesfeier:
Des Helden Leib wird auf ein Schiff gesetzt,
Mit Waffen, Beute, Schätzen, prächt’ger Zier:
Man zieht die Segel auf und steckt das Schiff

In Brand und so, mit hochgeschwellten Segeln,
Im Glanz der Flammen fährt der todte Held
Von dannen und verbrennt auf hoher See.“
„Ein seltsam Volk (spricht Nero still bei sich)
Urkraft mit Herz und Phantasie verschwistert . . .
Dies Volk erobert, wenn es will, die Welt.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit „Ahasverus“ hatte sich Hamerling in die erste Reihe der modernen Poeten gestellt.*) Die nächste Schöpfung, die er „Ahasverus“ folgen liess, liess ihm die Sonnenhöhe des Ruhmes erklimmen —; und dieses Werkes Inhalt spielt auf — — germanischer Erde. Aber es ist geradeso wie „Ahasverus“ ein philosophisches Gedicht — wie ja überhaupt Hamerling in erster Linie — und es kann dies nicht oft genug betont werden — Philosoph gewesen. „Die Kunst speziell die Dichtkunst — machte für ihn nur einen farbigen Strahl aus, den sein philosophisches System zu den Menschen sandte — sie war nur ein Bestandteil seines höheren Wirkens freilich für die Mitwelt der greifbarste weil sichtbarste. Wenn Hamerling

*) Es mag hier bemerkt sein, dass in allerjüngster Zeit ebenfalls ein österreichischer Dichter die Ahasversage mit ausserordentlichem Geschick und grosser Orginalität gleich Hamerling episch behandelt hat. Wir meinen Joseph Seebers „Der ewige Jude“, (Freiburg 1894 3. Auflage 1895). Sein Werk berechtigt zu noch weiteren hohen Erwartungen.

die Malertechnik beherrscht hätte, so würden wir Bilder von ihm besitzen, in denen sich seine Weltanschauung eben so geoffenbart hätte, wie im „König von Sion“; hätte er irgend ein sonstiges Gebiet, vielleicht Rechtspflege oder Volkswirtschaft betrieben, auch hier würden seine Leistungen Fäden verknüpft haben mit seiner universellen philosophischen Einsicht.“*)

---

*) Leonhard-Astl (in den „Blättern für litterarische Unterhaltung“) bei Gelegenheit einer Besprechung des Knauer'schen Buches „die Hauptprobleme der Philosophie in ihrer Entwicklung und theilweisen Lösung von Thales bis Robert Hamerling“ (Wien 1892). — — In einer Studie „Das Epos“ (Neue freie Presse, Feuilleton vom 11. Juli 1895) charakterisiert Marie Eugenie delle Grazie die Bedeutung Hamerlings als epischen Dichters wie folgt: „Hamerling geht als gestaltender Dichter immer von Ideen aus; erst um diese konzentriert sich ihm dann die Handlung, eine Handlung, welche zu diesen Ideen immer in dem bestimmten Verhältnis der Peripherie eines Kreises zu seinem Centrum steht. Und zwar ist es ihm durchaus nicht um einen Konflikt neuer Ideen mit alten Formen zu thun, wie den Modernen, sondern um den Konflikt von Ideen wie „Lebenslust und Todessehnsucht“, „Güte und Schönheit“ u. s. w., die in dieser Fassung das moderne Denken nicht mehr beschäftigen. Und doch hat er seine Zeit mit sich fortgerissen. Worin liegt nun das Geheimnis seiner Wirkung? Weder in den von ihm gewählten Stoffen, noch in der geistigen Beziehung seiner Persönlichkeit zu denselben — dieses Geheimnis ist, soweit der „Ahasver“ und

Wenn nun auch der „König von Sion“ ein philosophisches Gedicht — es wäre trotz-

---

der „König von Sion“ in Betracht kommen, kein kompositionelles, sondern ein rein technisches: seine Sprache und seine Darstellungsweise. Ja, in dieser Hinsicht stellt er für das Epos unserer Tage geradezu den Übergangstypus dar. Die Deutschen, die seit „Hermann und Dorothea“ ihre epische Kunst für begraben halten konnten, wollten sie sich nicht mit der abgestandenen Romantik Ernst Schulze's, der Unnatur der „Amaranth“, oder dem unglücklichen Versuche Hermann Lingg's, die Riesenbeine der „Völkerwanderung“ in die seidenen Troubadourschuhe der ottave rime zu pressen, befreunden, hörten aus den Versen des „Ahasver“ plötzlich wieder den vollen Glockenklang einer ebenso natürlich „freien als gedankengeadelten Sprache“. So hatten bisher einzelne Franzosen, so seit Heine noch kein Epigone gesprochen. Man verstand, weil man sich verstanden glaubte, und nahm mit der modernen Vortragsweise des Dichters seine antiken Stoffe und archaistischen Ideen in Kauf. Ist „Ahasver“ auch solch ein Ideengespenst, Nero athmet doch das volle, überschwängliche Leben des Kraftmenschen, dem heutzutage nur die sozialen Voraussetzungen fehlen, um sich ähnlich ausleben zu können; und der alte Matthiesen des „König von Sion“ hat vor etlichen Jahren noch in London gelebt und sich Karl Marx genannt. Nur hat er seinen Jüngern ein reelleres Glück versprochen als Jener. Der Bart des Propheten war gleich lang und seine Philosophie über Hegel hergekommen, wie die Hamerling's über Platon. Das wären die Vorzüge und Grenzen des österreichischen Epikers. Innerhalb dieser aber ist er eine Individualität.“

dem dankbar und interessant eine Studie zu schreiben über das deutsche Element in dieser Dichtung. — — —

— „Ahasver in Rom“ war September 1865 erschienen — „Der König von Sion“ Dezember 1868!

Im Zeitraum, der zwischen jenen beiden Jahren lag, hatten sich grosse politische Dinge in Deutschland vollzogen.*)

---

*) Einem Briefe Hamerling's vom 24. Juli 1866 an seinen Triester Lehramtskollegen Franz Raab (gegenwärtig Gymnasialprofessor im VIII. Wiener Gemeindebezirke) entnehmen wir folgende Stelle:

„Ich teile ganz Ihre Ansicht, dass sich für Deutschland wichtige Dinge vorbereiten, und wenn aus Ihren Zeilen hervorgeht, dass Ihnen, der Gedanke, Deutschland werde sich die Suprematie Preussens gefallen lassen müssen, nicht fern liegt, so muss ich gestehen, dass dieser Gedanke schon vor dem gegenwärtigen Kriege meine Überzeugung gewesen ist. Glücklicherweise hat sich jetzt herausgestellt, dass es den Preussen wenigstens an der Kriegstüchtigkeit nicht fehlt, um Deutschland zu führen und nach aussen im Notfalle kräftig zu vertreten. Um Dauerndes zu begründen gehört freilich noch hinzu, dass sie verstehn, moralische Eroberungen zu machen. Verstehen sie das nicht, so steht es schlimm um Deutschland und seine Einheit, deren Zustandekommen nun einmal ganz und gar vom vernünftigen Verhalten des zur Suprematie berufenen Stammes abhängt. Dass wir Deutschösterreicher für jetzt aus Deutschland ausgeschieden werden sollen, ist sehr schlimm,

Hamerling hing mit ganzer Seele an seinem Volke.

Er kämpfte rastlos für den Gedanken der deutschen Einheit.

Noch geschiehts, dass Verblendung in That und Wort
Schlägt tiefer den Pfahl zwischen Süd und Nord
Und der Hass Giftpfeile befiedert,
Doch — je weiter der Weg, den er wandern muss,
Um so stürmischer klingt bald der Liebesgruss,
Der das grösste der Völker verbrüdert.

So sang Hamerling in einem Prologe für ein Konzert zum Besten der Notleidenden in Ostpreussen am 8. März 1868.

Ein Jahr darauf schloss er einen Prolog

---

aber wenn die Ausscheidung Osterreichs aus dem Bunde der österreichisch-preussischen Zwiespalt, der Deutschland bisher getrennt hat und immer trennen würde wirklich ausgleicht und dem übrigen Deutschland möglich macht sich zu konsolidieren, so mögen wir uns patriotisch über ein Massregel trösten, die doch auf jeden Fall nur provisorisch ist. An das konsolidierte Deutschland werden sich die deutschen Provinzen Östereichs gewiss wieder anschliessen wollen und der Volkswille wird entscheidend sein, besonders wenn einmal ein deutsches Parlament versammelt ist und die Nation selbst die Angelegenheiten in die Hand nimmt. Hauptsache ist, dass die deutsche Bewegung einmal in Gang kommt; die gegenwärtigen Friedensstipulationen der Diplomaten haben nur eine vorübergehende Bedeutung.“

zur Grazer Arndtfeier am 26. Dezember 1869 mit folgenden Strophen:

Er war's, er war's der alte Arndt,
Der da sang dem noch zagen Geschlechte,
„Der Gott der Eisen wachsen liess,
Der wollte keine Knechte."

Und er auch war es der alte Arndt,
Der erhub im Lied die Frage:
„Was ist des Deutschen Vaderland?"
Wir singen es alle Tage.

Wir singen es alle Tage noch,
Wir erröten, so oft wir's singen;
Der Schatten des Sängers kommt nicht zur Ruh',
Bis die fragenden Worte verklingen.

Der Schatten des Sänger's — so manches Jahr
Umirrt er die Ufer des Rheines;
Mit Trauer und Zorn — doch sinnend sitzt
Er jetzt am Ufer des Maines.

Er sinnt und sitzt und spricht zu sich:
„Bald wenn nicht trügen die Zeichen
Bald kommt die Zeit, wo die Frage verhallt,
Bei der sie erröten, erbleichen.

Verklinge mein Lied bald kehr' ich heim
Zu den flüsternden Nordlandsbuchen,
Zufrieden beim Rauschen des deutschen Meers
Den ewigen Schlummer zu suchen."

Die poetische Erregung war in diesen beiden Prologen den Ereignissen vorausgeeilt: jeder derselben gibt an seinem Schlusse jener Verheissung Ausdruck, die

sobald hernach in damals fast noch undenkbarer Weise sich erfüllen sollte — sich erfüllen sollte durch die grösste That des Denker- und Träumervolkes 1870—71.

O deutsches Volk! wie liebtest du zu hadern,
Dich zu befehden sonst in blinder Wut,
Zusammen quollst aus allen deutschen Adern
Du nun versöhnt in eine Purpurflut.
Im Lagerzelt, in dumpfen Lazarethen,
Da fand der Bruder seines Bruders Hand,
Und siegesfroh begrüsst in Todesnöten
Sein brechend Aug ein einig Vaterland.

Der Märker hat den Bayer treu gefunden,
Verstummt ist im Gewühl, im Schwertgeklirr,
Im Siegesjubelklang, bei Blut und Wunden
Uralter Zwietracht Wortgezänk — Und wir?
We stand's mit uns in Deutschlands Schlachtentagen?
„Neutral" war Östreichs Hand und Östreichs Erz —
Neutral? nicht ganz! Das Herz hat mitgeschlagen,
Das Herz Deutschösterreichs, das deutsche Herz!

Und fragen deutsche Brüder: Wo gewesen
Seid ihr, als der Entscheidung Stunde schlug,
Als rings, den tausendjähr'gen Bann zu lösen,
Germania nach ihren Söhnen frug,
Als sich in Siegesfreude, Todesnöten,
Verjüngt das deutsche Volk, das deutsche Reich?
Wir sagen frei die Stirn von Schamerröten,
Deutschösterreich war mitten unter euch.

Der wack're Stamm, der deutsches Eisen hämmert,
Bei Gott der Stamm ist kein Thumelicus.

Schon als es nicht getagt, nur erst gedämmert,
Flog nordwärts frei so mancher deutsche Gruss.
Nicht ist's der erste, welcher heut' der Grenzen
In Treue spottet — und so wahr im Schein
Der deutschen Sonne auch die Alpen glänzen,
Es wird nicht uns'rer Grüsse letzter sein.

Diese Strophen aus einem Prolog, den Hamerling 1870 für eine Grazer Studentenakademie zum Besten der Witwen und Waisen gefallener deutscher Krieger*) schrieb — sie

---

*) In K. E. Franzos' „zur Erinnerung an Robert Hamerling" (Deutsche Dichtung. VI. Bd. 11. Heft p. 275 ff.) finden wir über diese interessante Theatervorstellung folgenden Bericht:

„Wie Hamerling durch seinen Prolog unserer Arndtfeier den besten Schmuck gab, so durch eine treffliche Eröffnungsrede der Theatervorstellung, die wir Grazer Studenten am 6. Oktober 1870 zum Besten der Witwen und Waisen gefallener deutscher Krieger veranstalteten. Das Programm der Vorstellung war rasch entworfen — wir gaben natürlich „Wallensteins Lager" und ebenso selbstverständlich die Rütli-Scene aus dem „Tell" — aber der Prolog liess lange auf sich warten, weil der Dichter eben wieder einen heftigen Anfall seiner tückischen Krankheit zu durchleiden hatte, und ich doppelten Grund zu einer Erregung, weil ich den Prolog vorzutragen übernommen hatte. Endlich, am 3. Oktober, hatte ich das Manuskript in Händen und jubelte auf, als ich es las — diesen prachtvollen Versen war es wirklich nicht anzumerken, unter welchen Qualen sie entstanden. Dann aber legte sich die andere Sorge, die mir noch blieb, schwer auf meine Brust: die um einen

gingen — wie sie vom Herzen gegangen waren als der entsprechendste Ausdruck für

---

würdigen Vortrag; es war nicht überflüssige Bescheidenheit, sondern Selbsterkenntnis, wenn ich mich für keinen grossen Deklamator vor dem Herrn hielt. Hamerling erbarmte sich meiner Not, so weit er konnte, er studierte den Prolog mit mir ein; da aber auch ihm trotz seiner einstigen Thätigkeit als Triester Theaterkritiker die Gesetze des mündlichen Vortrages nicht eben geläufig waren, so befürchte ich sehr, dass meine Kunstleistung vom 6. Oktober 1870 eine recht fragwürdige gewesen ist, wie ich denn wahrscheinlich auch — obgleich Hamerling in seiner Güte mich gleichfalls mitberiet — als „erster Kürassier“ und „Pfarrer Rösselmann“ auf den deutschen Bühnen würdigere Vorläufer und Nachfolger gehabt habe. Zum Glück hielt sich das Grazer Publikum, als ich schüchternes Studentlein im schwarzen Frack zwischen den Kulissen hervorschlich, dann an möglichst ungünstiger Stelle Posto fasste und mein Pensum abzusagen begann, nur an die Worte nicht an den Vortrag. Schon nach der zweiten Strophe brach tosender Beifall los.

All Deutschland ist erwacht — im Siegesklange
Umtönt das Träumervolk die erz'ne Wehr —
Die Welt erstaunt — in raschem Waffengange
Stiess es in's Herz des Übermuts den Speer.
In Bande schlägt's den Rest, der fluchend wimmert,
Den Rest der fränk'schen Fechterlegion
Und unter seinen Kriegstrophä'n erschimmert
Ein Kaiserhaupt und ein geborst'ner Thron.

„Deutschland hoch!“ rief ein Student aus einer der Logen, das Haus fiel jubelnd ein und die Begeisterung ergriff auch mich und liess die

das damalige Empfinden des deutschen Österreichers auch allerorts in Deutschland begeistert zu Herzen.

Als Festspiel zur Begründung der deutschen Einheit aber sollte das Scherzspiel „Teut“ (April 1872) gelten — ein satirischer Rückblick auf die Vergangenheit, zugleich aber auch eine Mahnung für die Zukunft. National, heiss national ist nun die Dichtung, aber Hamerling wollte mit ihr eine politische Komödie aristophanischen Stiles

---

Schüchternheit schwinden. Ich konnte freilich nur in Pausen von mehreren Minuten sprechen — hinter jeder Strophe her toste der Beifall. Am Schlusse aber —

Der Märker hat den Bayer treu gefunden —
Verstummt ist im Gewühl, im Schwertgeklirr,
Im Siegesjubelklang, bei Blut und Wunden
Uralter Zwietracht Wortgezänk. — Und wir?

— erhob sich bei dieser ersten Erwähnung Deutsch-Österreichs die ganze Versammlung von den Sitzen und lauschte in athemlose Erregung — — —

Als ich von der Weihe des Moments übermannt, mit halberstickter Stimme geschlossen, blieb es wohl noch eine Minute still, todtenstill im Hause — nur zuweilen hörte man ein Schluchzen, ein Athemholen der tiefsten Erregung. Dann aber brach ein Beifall los, wie ich ihn selten gehört, das Haus zitterte in seinen Grundfesten. „Hamerling! Hamerling!“ scholl es aus tausend Kehlen. Aber der Dichter lag inzwischen in seiner einsamen Stube auf dem Krankenlager. . .“

schaffen. Dass dies ihm jedoch gelungen, muss die Kritik verneinen; an Satire hat es freilich der Muse des „Homunculus"-sängers nicht gefehlt: — aber die deutsche Nationalkomödie zu dichten, hierfür war Hamerling's ganzes Wesen viel zu wenig aristophanisch angelegt.*)

Hamerling blieb bis an sein Lebensende dem nationalen Gebiete treu —: zahllos sind die bezüglichen kleineren Gedichte, die er nach 1870 schuf und die sich gesammelt, teils in der Gedichtesammlung „Blätter im Winde", teils in dem erst kürzlich veröffentlichten lyrischen Nachlass „Letzte Grüsse aus Stiftinghaus" finden. Sie haben Hamerling reichlichen Beigefall eingebracht, so reichlichen, dass der Dichter selbst einmal zu Rosegger**) seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, dass ihm ein paar nationale Gelegenheitsgedichte mehr Beifall verschafft, als seine grösseren Werke zusammen. „Daraus ersieht man", sagt er, „wie leicht es für uns wäre, die Gunst der Zeitgenossen zu erlangen." Ein Beurteiler Hamerling's,

---

*) Vergleiche u. a. über „Teut" die Untersuchung in Dr. Ernst Gnad's Essay „Hamerling als Dramatiker" (Litterarische Essay von Gnad, neue Folge, Wien 1895 p. 171 ff.).

**) Rosegger, Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling (Wien 1891) p. 117.

Dr. Bruno Brukner*), macht zu diesem Ausspruch die Bemerkung: „Hamerling missdeutet diesen Beifall. Soferne diese Gedichte nämlich nicht selber Kunstwerke höchsten Ranges sind, wie etwa sein Gedicht „An das deutsche Volk“ (zur Jahresfeier der Geburt des Fürsten Bismarck), sondern Kampflieder von geringerem poetischen Werte, wie etwa das „Strassburglied“, da galt dieser Beifall nicht dem Gelegenheitsgedichte selbst, sondern gerade dem Umstande, dass eben der Dichter des Ahasver und des Königs von Sion in derselben Weise von einem nationalen Ereignis ergriffen**) ward, wie

---

*) Brukner, Hamerling als Erzieher (Hamburg 1893) p. 118. — In einem sehr interessanten Abschnitte dieses Buches (p. 25—37) erörtert Br. die spezifisch deutsche Weltanschauung Hamerling's, die sich in der „Atomistik des Willens“ niedergelegt findet.

**) Dass dies Empfinden ein durchaus ursprüngliches gewesen, beweist uns eine persönliche Erinnerung Rosegger's. Rosegger erzählt: „Eines Tages — es war im Jahre 1884 — fand ich ihn sehr erregt. In solchen Momenten, sagte er, weiss man, wohin man gehört. Ich verstand ihn anfangs nicht. Da hielt er mir ein Zeitungsblatt vor, in welchem eine Notiz mit Bleistift angestrichen war. Die Notiz berichtete, dass zu Paris vor dem Standbilde der Stadt Strassburg die Franzosen aus Rachgier eine deutsche Fahne verbrannt hätten. „Wahrlich, das hitzt das Blut“, sagte ich. „Nicht wahr“, fügte er bei, „aber sie mögen machen was sie wollen, Strassburg werden sie nicht haben, Strass-

tausend andere nationale Männer. Also der Ehrfurcht vor seinem höheren Schaffen entquoll in den Herzen der deutschen Jugend die helle Begeisterung für seine in diesen Liedern offenbarte deutsche Gesinnung."

Diese kleineren nationalen Poesien Hamerling's zählen überhaupt zu dem besten, was die politische Lyrik Deutsch-Österreichs*) aufzuweisen hat.

Es scheint uns aber gerade bei Erwähnung der politischen Lyrik Hamerling's zu betonen nötig, dass Hamerling hoch stand über allen politischen Parteien der Gegenwart — der entschiedenste Gegner vor allem jener Strömung, die ihre nationale Bethätigung im Hasse gegen andere Völker

---

burg nimmermehr!" Kurze Zeit darauf las ich sein berühmt gewordenes „Strassburglied"!" (Rosegger, Persönliche Erinnerungen p. 118). — Wegen dieses „Strassburgliedes", das durch die bedeutendsten Journale seinen Weg nahm, erhielt Hamerling wütende Droh- und Schmähbriefe aus Paris. Leider dürfen sie aber — wahre Exkremente gallischen Grössenwahns — nach dem Wunsche des verewigten Dichters nicht veröffentlicht werden — wir hätten sonst gern einige Proben gebracht, die unsere Leser gewiss eben so erheitert hätten, wie uns.

*) Ein übersichtliches Bild derselben — soweit sie sich auf das nationale Gebiet erstreckt — finden wir in dem von Pawikowski u. Müller-Guttenbrunn edierten „Trost und Trutzbüchlein der Deutschen in Österreich" (Leipzig 1888).

— im unseligen Rassenhasse — sucht und unsern Dichter, besonders nach Erscheinen des „Homunculus“ mit der im Parteileben üblichen Unehrlichkeit als „„ihren““ Nationaldichter proclamiert hat.*)

*) „Ich wüsste keinen lebenden deutschen Dichter, in dessen Werken der nationale Gedanke, die deutsche Gesinnung so oft zum Ausdrucke gelangte, als bei Hamerling; ja er war ein deutschnationaler Dichter, aber ganz gewiss nicht im Sinne einer gewissen Partei, deren Liebe zum eigenen Volke im Hass gegen andere Völker besteht. „Es kennt wie der germanische Gedanke, das deutsche Herz auch keine Völkerschranke“ sang dieser Dichter. Klar genug hat der deutsche Österreicher Robert Hamerling seinen nationalen Standpunkt ausgedrückt in dem Gedichte „Ich liebe mein Österreich“ sowie in dem allbekannten Gedichte „Deutschland ist mein Vaterland und Österreich mein Mutterland“ . . . . Wenn Hamerling keinen österreichischen Orden erhielt, während der deutsche Dichter Wildenbruch für ein dem Kaiser Franz Joseph huldigendes Gedicht sich eines solchen erfreut, so dürfen wir daraus noch nicht folgern, dass Hamerling kein guter Österreicher gewesen wäre. Man hält es eben für selbstverständlich, dass der Dichter seinem Landesherrn huldigt, was Hamerling wiederholt gethan hat. Was der österreichische Kaiser dem preussischen Dichter gethan, das hat der deutsche Kaiser unserm Dichter gegenüber freilich unterlassen, und es ist gut, dass der „Germanenzug“, der „Teut“ u. s. w. nicht durch fürstliche Dekorierung in das Bereich des Tages gezogen wurden.“ (Rosegger, Persönliche Erinnerungen p. 122.)

Ob klein, ob gross, ihr habt ein Recht zu leben!
So schreibt euch mutvoll ein in Klios Buch.
Ein heilig Recht ist allen euch gegeben,
Nur sei nicht Hass mehr euer Banner-
spruch.
Seid nicht bemüht zu trennen, nein zu
weben;
War Trennung Segen einst, nun ist sie Fluch!
Dass sie das Werk der Erdgeschichte kröne,
Versammelt Mutter Erde ihre Söhne.

Hamerling ruft's in seinem Gedichte „an die Nationen". Mögen diese Worte, ein glühender Protest gegen die an dem Baume nationaler Entwickelung hervortretenden ungesunden Triebe, oft gelesen und — — — beherzigt werden, mögen sie zu gleicher Begeisterung entflammen wie unseres Dichters übrigen politischen Gedichte, allen voran der „deutsche Festgesang", mit dessen letzten beiden Strophen unsre Studie passend zu schliessen uns gestattet sein möge:

So lang der grüne Rhein erbraust,
Die blaue Donau schwillt,
So lang' des deutschen Mannes Faust
Kann halten Speer und Schild,
So lang' taucht ewig aus der Nacht
Der Stern Alldeutschlands hehr:
Wir sind vereint und keine Macht
Der Erde trennt uns mehr.

Und keine Macht mehr reisst ein Stück,
Alldeutschland, von dir los!

Vereint im Leid, vereint im Glück,
Hält uns dein Mutterschooss!
Für alle Zeiten aufgebaut,
Kühn trotzend jedem Streich,
So weit der deutsche Himmel blaut,
Steh fest, Germanenreich!

FRAU JOSEPHINE SCHEFFEL.

VON

DR. BERNHARD MÜNZ.

Scheffel war in der glücklichen Lage, mit seinem erhabenen Bruder in Apoll singen und sagen zu können:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren."

In der That äusserte er sich in kindlicher Verehrung für seine leider zu früh verstorbene Mutter, — sie erreichte ein Alter von 62 Jahren —, im Freundeskreise: „Wenn Sie meine dichterische Art begreifen wollen, dann müssen Sie den Grund nicht in meinem Leben suchen, — das ist sehr einfach verlaufen. Es kam Alles von innen heraus. Meine Mutter hätten Sie kennen müssen: was ich Poetisches in mir habe, das habe ich von ihr." Ihre von dem Enkel Viktor von Scheffel im Jahre 1892 herausgegebenen Gedichte haben, ob sie auch nicht auf den strengen Gesetzen der Verskunst

aufgebaut sind, einen melodischen Klang; sie sind von einem sprachlichen Wohllaute, welcher beinahe schon selbst Musik ist. Sie offenbaren, wie sonnig warm, voll goldener Funken das Innenleben der Dichterin ist. Sie sind nichts Gemachtes, Gekünsteltes und Geschraubtes; wirklich Ersehntes, wirklich Gefühltes, wirklich Gedachtes, mit einem Worte wahrhaft Natürliches und Erlebtes ist es, was ihrem Saitenspiele Töne entlockt.

Frau Josephine Scheffel besass einen selbständigen, regen Geist und gehörte zu jenen kräftigen, kernigen und ursprünglichen Naturen, welche sich ihre Bildungsmittel selbst suchen und wählen. Dieser Umstand ist es denn auch, welcher uns mit elementarer Gewalt beim Lesen ihrer Gedichte packt. Sie sind erfüllt von tiefinnigem Gottvertrauen und glühendem Patriotismus, von warmer, selbstloser Nächstenliebe und heiliger Begeisterung für das hell blinkende Dreigestirn des Guten, Wahren und Schönen, von zarter und frischer Empfindung, weltklugem, praktischem Mutterwitze und jenem daseinsfrohen, gemütvollen Humor, welcher der echte Ausfluss aller Lebensweisheit ist. Sie sind uns so recht aus dem Herzen gesprochen, denn wir Deutsche sind nun einmal die geborenen Gemütsmenschen. Unser Volk wird sich trotz seiner Aufklärung, trotz aller Fort-

schritte auf geistigem Gebiete, trotz des überwältigenden, immer weitere Kreise ergreifenden Aufschwunges der nüchternen Naturwissenschaften, welcher dem Idealismus die Schwingen gar bedenklich stutzt, in einem Kämmerchen seiner Seele stets ein empfängliches Gefühl für alles Edle und Hohe bewahren, es wird sich weidlich ergötzen an der holden Mischung strenger Würde und lieblicher Anmut, und seine humorvolle Pfiffigkeit wird aller frostigen Gelehrsamkeit zu guterletzt ein Schnippchen schlagen.

Frau Josephine sendet heisse Gebete gen Himmel, Gott möge ihr Auge erleuchten, sein Walten zu sehen, und sie lehren, nach bitteren Enttäuschungen in sanfter hoffnungsvoller Ergebung Trost zu suchen. Sie legt dem „Kapuziner von Salzburg“ die markigen Verse in den Mund:

„Stern der Römer! — Kriegesflamme!
Musstest blutig untergehn,
Stern der Christen! Friedensleuchte! —
Schimmerst Frühling — Wiedersehn!“

Wahrhaft religiös gibt sie ihrem Söhnlein, indem sie ihm zum zehnten Geburtstage seinem Wunsche gemäss eine Uhr schenkt, sehr sinnig zu bedenken:

„Nimm sie hin zum Angebinde!
Und, blickst du nach ihr zur Wand,
Denke, lieber Sohn — der Zeiger,
Er sei Gottes eigne Hand.

Gottes Hand — hinweisend stille
Auf die Stunde, die sie schenkt.
Niemals wird die Zeit missbrauchen,
Wer mit Ernst dies Wort bedenkt.

Eines auch magst du betrachten,
Wenn der Perpendikel schwankt:
Immer kehrt er ins Geleise,
Gleich' ihm, wenn die Seele wankt!

Und — soll dich der Wecker freuen —
Lebe immer fromm und rein!
Wenn im Herzen Friede wohnet,
Grüsst man froh den Morgenschein."

Die von Glaube, Hoffnung und Liebe geschwellte werkthätige Nächstenliebe ist ihr ein herrlicher Zauber, welcher über alle Länder Himmelslicht und Frieden ausbreitet, alle Menschen zu Brüdern vereinigt, die Welt zu einem Gotteshause macht und den durch geknickte Erwartungen mit sich und der Welt Zerfallenen den grünen Ölzweig reicht. Die Dankesthränen, welche den Augen des Gramgebeugten entfliessen, wenn das düstere Dunkel seines Lebens durch die Liebessonne des Mitleids zerstreut wird, dünken ihr ein glänzenderes Geschmeide als die aus dem Meeresgrunde vom Taucher an das Tageslicht geförderten Perlen.

Ins volle Ganze strebend, unterscheidet sich unsere Dichterin zu ihrem Vorteile von den sogenannten Naturfreunden, welche

Adolph Pichler mit drastischen, scharf geprägten Worten folgendermassen charakterisirt: „Hier laufen schon viele Fremde um und promeniren ihre Naturgefühle. Nur zu oft handelt es sich weder um eine Empfindung, noch um einen Gedanken, sondern um die leere Mode, um eine oberflächliche Zerstreuung für Leute, die sich nie im Ganzen zusammenfassen mögen; da thut es dann eine Blume, ein Bächlein, ein Vogel oder noch lieber eine gebackene Forelle. Eine Flucht ins Freie vor der eigenen Ideenarmut, höchst erquicklich für die Weiblein, die sich vom Salon auf dem Land und vom Land im Salon erholen . . . Jüngst meinte ein Grobian: Der Unterschied zwischen den Touristen und den Ochsen, die man beide auf das Joch treibe, bestehe darin, dass jene Wein, diese Wasser saufen.“ Frau Josephine weiss nichts von solch' fader Naturschwärmerei, weil sie die Dinge auf ihre Wirklichkeit packt. Indem sie in dem Buche der Natur zu lesen versteht, hat sie einen „frommen Wunsch“:

„Eines nur möcht' ich euch neiden,
Männer, eines eurer Rechte,
Nicht des Herrschers stolze Freuden,
Nicht die That, die Lorbeer brächte.

Nur die Lust, durch Hain und Auen
Ohn' Geleit mich zu ergehen,

Einsam die Natur zu schauen,
Frei zu lauschen ihrem Wehen.“

Es ist begreiflich genug für sie eine Tantalusqual, im Abendlichte an der Seite plaudernder Damen zu wandeln und Ohrenzeugin von um Schneiderinnen und Toiletten sich drehenden Unterhaltungen zu sein, wenn die Berge rings umher in Farbenglut und Feuer getaucht sind.

Bei ihrem taufrischen und ausgeglichenen Wesen ist ihr jede Einseitigkeit und jede Verknöcherung ein Dorn im Auge. So giesst sie zu unserem Ergötzen die Schale ihres Spottes über einen armen Bücherwurm aus, welcher, dem ihn umgebenden pulsierenden Leben völlig entfremdet, sich unter grauen Vorzeitresten vergräbt. In köstlicher Weise warnt sie die Nachtigallen, vor ihm zu singen:

„Oder euer Lied ist morgen
Als System schon eingebucht!“

Ein Katheder schilt sie sein Herz, welches er berufen wähnt, um darauf selbst den Duft der Maienrose, selbst die Thräne und den Schmerz zu analysieren. Und zuletzt wirft sie ihm die derbe Wahrheit an den Kopf, dass die Leute, welche ihre Namen mit drei Kreuzen unterfertigten, mehr Wissen besassen als er, trotzdem er seinen Geist mit einer ungeheuren Bibliothek voll gestopft habe; denn sie haben — geliebt!

Harmonisch wollend und geniessend grüsst sie ehrfurchtsvoll Anastasius Grün, Ole-Bull, Liszt, Beethoven, Rückert und Justinus Kerner. Besonders fühlt sie sich zu ihrem Altersgenossen Anastasius Grün hingezogen, der auf sein stolzes Grafenbanner zündende, markerschütternde Accorde der die Erde in den Himmel verwandelnden reinen, gottgesandten Freiheit und Vaterlandsliebe geschrieben, welche in ihrem keuschen Busen ein hell loderndes Feuer der Begeisterung für die Heimat entfachten. Sie preist den mit ihr durch das süsse Band gleichen Sehnens und gleichen Hoffens verknüpften Dichter, welcher mit siegender Kraft die Harfe der alten Germanen rührte und das mächtige Panier, dem einst kühnere Zeiten vertrauten, weithin sichtbar entfaltete. Wenn sie die prangenden Thäler durchstreift und den wogenden Rhein belauscht, ergreift sie ein heiteres Hoffen, er werde nicht der letzte Sänger ihres eigenen Weih- und Wiegenliedes sein; doch begegnet sie dem Krämergeschlechte in den Strassen der Städte und der Selbstsucht in prunkenden Sälen, dann wird ihr im Innersten weh:

„Und wär' ich ein Steinmetz — ich baute
Ein Grabmal aus kühlem Granit
Und schafft' es zum Dome nach Neustadt
Und gäbe die Weisung ihm mit:

Den Sang mit der goldenen Harfe
Zur Seite dem blitzenden Schwert,
Zur Seite dem leuchtenden Kaiser,
Der Held seines Sängers begehrt!
Und senkt einst sein rauschend Gefieder
Auf ewig der tönende Schwan,
So lasset ihn wohnen im Sarge —
Und schreibet mit Goldschrift daran:
Hier schlummert beim letzten der Ritter
Der Dichter allletzter in Ruh. —
Braut Zucker aus Rüben, Germanen,
Und mauert die Dompforte zu.“

Gleichwohl ist ihr um die Freiheit nicht bange. Sie hört in Berücksichtigung der Erfahrung, dass der deutsche Geist gleich dem sich frisch und grün aus den Trümmerhügeln windenden Epheu allezeit aus den Ruinen zu neuem, verjüngtem Leben emporblühte, nicht auf, frohgemut der goldenen Freiheit eine Gasse zu bahnen. Sie mahnt zunächst die Fürsten, in deren Händen der Menschen Schicksal liegt, das Wort und die Presse freizugeben und sich bei ihren gottbegnadeten Weisen und Dichtern Rat zu erholen, welche mehr Licht spenden als die Diplomaten. Diese Zunft photographiert sie, was von nicht geringer Menschenkenntnis zeugt, nicht übel also:

„Siehst du Herren, die voll List
Lächeln — niemals lachen,
Und wo irgend Wirrwarr ist,
Ihn noch grösser machen,
Die das Wicht'ge übersehn,

Doch um Kleines lärmen
Und, wenn Völker untergehn,
Bei Diners sich härmen,
Die, wo nichts dahinter steckt,
Gerne was erraten —
Das, mein Freund, nun ist's entdeckt,
Das sind Diplomaten."

Sie weist darauf hin, dass unumschränkte, absolute Herrschaft nur einem niedrigen, schmeichlerisch-demütigen Geschlechte als das höchste Los auf Erden gelten kann, dass Liebe und Vertrauen überdies die zuverlässigsten Stützen der Throne sind. Sie sind es, welche in schweren Nöten die hingebungsvolle Opferwilligkeit der Völker ververbürgen; wo aber das Herz in Freuden gehorcht, da muss bald ein heiterer Siegesmorgen anbrechen. Eine würdige Epigonin der von ihr besungenen Thusnelde, richtet die Dichterin ferner voll patriotischer Entrüstung und Scham an ihr Volk die dringliche Aufforderung, deutsch zu sein, den krummen Rücken, an den es sich unziemlich gewöhnt, zu verlernen und mit freier Stirne und offenem Auge aufwärts zu schauen; denn zu Boden zu blicken, schicke sich nur für das Tier und den Knecht.

Eine gut aufhorchende Schülerin der Lehrerin des Lebens, der Geschichte, verkündet sie prophetisch dem stolzen Frankenreiche, welches eroberungslustig seine Hand nach

dem freien und deutschen Rhein auszustrecken droht, eine gewaltige Niederlage, indem sie es daran erinnert, dass sein grösster Held durch den treuen deutschen Geist von seinem Piedestale gerissen wurde, weil Eroberungsgier ihn in den Krieg getrieben. Prophetisch erschaut sie auch in flammender Verzückung das Erwachen des alten Schläfers Barbarossa und die phönixgleiche Erhebung des deutschen Volkes aus der Asche der Schmach vielhundertjähriger Zerrissenheit. Freilich ist das geeinigte Deutschland, wie es leibt und lebt, nicht das Ideal, welches unserer Seherin vorgeschwebt hat. Ihr Herz schlug auch warm für Österreich, und darum mochte sie kein Alldeutschland ohne die habsburgische Monarchie. Es erhellt dies aus dem von ihr anlässlich der silbernen Hochzeit des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg und der Fürstin Amalie verfassten Festgedichte, welches, den Einfluss der Körner'schen Lyrik verratend, in den grossdeutschen Schluss ausklingt:

„Wenn an der Donau Quellenrande
Hoch unser Freudenbecher klingt,
Wie schön! — dass bis zum Ostseestrande
Sein Schall elektrisch weiter dringt."

Dagegen hat das Schicksal dem Schmerze, welcher an ihr darob nagte, dass das Fundament des an die Sterne streifenden Strass-

burger Münsters auf einem durch welsche Zungen entweihten Grunde ruhte, Rechnung getragen.

Die Selbsterkenntnis ist eine gar schwierige Kunst, zu welcher sich nur starke, auserwählte Geister emporringen können. Stossen wir bei den Männern nur selten auf solche, so müssen sie bei den Frauen geradezu mit einer Diogeneslaterne gesucht werden. Es will daher nicht wenig besagen, dass die Mutter unseres Scheffel über den Wert ihrer Gedichte selbst zu Gerichte sitzt und gleich in dem ersten derselben „Meine Lieder“ unbefangen folgendes Urteil über sie fällt:

„Ganz allein, nur aus Gefühlen
Wob ich Reime zum Gedicht,
Ob Trochäen, ob Daktylen
Ich geschrieben, weiss ich nicht;

Nie lag vor mir aufgeschlagen
Das Gesetz der Harmonie,
Wie es seit Homeros Tagen
Streng beherrscht die Poesie.

— — — — — — — —

Darum lockt mich nicht hernieder
Von der Bergeseinsamkeit!
Süss belohnt sind meine Lieder,
Wenn sie Wen'ge still erfreut.“

DER SCHEFFEL-BACILLUS.

EINE LITTERARISCHE DIAGNOSE

VON

A. BREITNER.

Motto: Wo ist des Deutschen Vaterland?
Wo Einer's Pulver einst erfand
Und jetzt noch Jeder glaubt dabei,
Dass er der Miterfinder sei.
S. BRUNNER.

In ein gefährliches Labyrinth wagt sich der Verfasser dieser Arbeit, aber die Liebe zur Sache soll ihm der rettende Ariadnefaden sein und die ehrliche Absicht, keinem seiner schreiblustigen Kollegen weh zu thun; er wird dem Minotauros nach dem Recept der Fliegenden Blätter mit Glacé-Handschuhen begegnen statt mit einer Keule. Überdies „scheffelte“ der Schreiber dieses einst selber und gehört, seit ihm der Meister gelinde heimleuchtete, zu den Geheiltentlassenen aus dem Lazareth der Scheffel-Nachtreter. Und das kam so: Als junger

Stürmer und Dränger verbrach er einen „Mönch von Mattsee“ nach dem bekannten Muster des „Trompeter von Säkkingen“. Und weil Scheffel sein Epos vorsichtshalber nur „Einen Sang vom Oberrhein“ nannte, betitelte der junge Stürmer sein Machwerk mit weniger Vorsicht „Einen Sang aus dem Salzachland“. Selbstverständlich wurde der Meister angewidmet, und zwar mit einer Naivität, die den Jüngling von einst nach manchem Jahr und Tag geradezu entsetzt:

„Steh' mir bei, mein Lehrer Scheffel;
Versmass hast du mir geschenkt,
Schenke mir noch manches Witzlein.
Könnt' ich doch Trompetenblasen
Wie mein alter guter Lehrer!

So, in diesen elenden Rhythmen klang das Vorwort aus. Das Buch wurde dann schön verpackt und mit Ehrfurcht winselndem Begleitschreiben an Viktor Scheffel gesandt. Nach langem Warten kam eine Antwort, und bang und bebend öffnete der Erwartungsvolle den Brief, der in des Meisters ornamentalen Schriftzügen dies vernichtende Urteil sprach:

Herrn Anton Breitner, Verfasser des Mönch von Mattsee, danke ich freundlich für seinen Sang aus dem Salzachland, bitte aber in dem neuesten Heft der Grenzboten, Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst,

Nr. 34, ausgegeben am 16. August 1883 (Leipzig, F. L. Herbig), p. 419, den kritischen Aufsatz „Die Scheffelei in Lyrik und Epik“ zu lesen und zu beherzigen.

Radolfzell am Untersee, 22. Aug. 1883.

Vikt. v. Scheffel.

Das war bös gethan, Meister Josephus! Anfangs machte der Empfänger des Briefes ein Gesicht wie der selige Hiddigeigei, als er die ersten aufständischen Hauensteiner Bauern über die Gartenmauer klettern sah, dann sattelte er um und protzte: Aha! der giftet sich, dass du auch so gut dichten kannst wie er! und an Scheffel ging ein vorwurfsvoller Brief ab, in welchem es an Injurien über die „Grenzboten“ und Scheffel's gesunde Grobheit nicht fehlte. Der Brief des Ekkehard-Dichters, der hier zum ersten Mal veröffentlicht ist, hat hohen Wert, da er wohl in unzweideutigster Weise zu erkennen gibt, dass sich Scheffel entschieden gegen eine Scheffel-Schule aussprach. Möchten doch auch die Briefe aller jener Sudelmänner oder Sudermänner, Tolstois und Ibsens an's Tageslicht kommen, die sie jenem jungen realistischen Nachwuchs geschrieben, der auf dem Mistbeet dieser „Meister“ seinen Unrat züchtet! Wer weiss, ob diese führenden Geister unseres litterarischen Jahrhunderts ebenso aufrichtig wie

Scheffel ihren jugendlichen Nachtretern geantwortet haben? Vielleicht um dem gekränkten Jüngling ein Pflaster auf die Wunde zu geben, schickte ihm Scheffel trotz der frechen Antwort sein Lichtbild, setzte aber noch den Spruch des Horaz „Tu nihil invita dices faciesve Minerva“ als neuerliche kalte Traufe drunter. Das war arg! In der Hoffnung, vielleicht diesen Spruch doch noch zu seinen Gunsten ausgelegt zu lesen, schrieb der entsetzte Jüngling seinem damaligen verehrten Lehrer im Latein, Dr. Mathias Kaserer in Salzburg, und bat ihn um „möglichst milde Deutung“. Wie naiv ist das gekränkte Goldschnitt-Gemüt! Der wackere Lehrer antwortete: „Du sollst nichts reden und nichts thun gegen den Willen der Minerva, d. i. nach einer Richtung hin, wo du kein Geschick (und darum keinen Erfolg) hast. Horaz redet hier (im berühmten Pisonenbriefe Vers 385) davon, dass sich seine jungen Freunde (die Pisonen) nicht zum Dichten (dicere) und Dramenschreiben (facere) verleiten lassen sollen, vielleicht desshalb, weil sie Zeit und Geld und Ansehen und gerade auch Lust dazu hätten etc.“ Also auch von dieser Seite nur bittere Wahrheit! Das ganze Weh des „verkannten Genies“ kam zum Ausbruch, und nur ein Gedanke, der auf Rache, tobte in dem

jungen Brausekopf. Es musste ein Verein*) ins Leben gerufen werden, der die „Scheffelei in Epik und Lyrik“ justament kultivieren sollte. Der erste Werbebrief ging somit an jenen in den Grenzboten so hart mitgenommenen Leidensgenossen und Scheffler ab, dieser sollte Mitgründer des Justament-Scheffelbundes werden.

Obwohl wir im Allgemeinen mit Richtung

---

*) Aus diesem ist, der Vorsehung sei's gedankt, nichts geworden. Sieben Jahre später entstand der Deutsch-Österreichische Scheffelbund, der aber glücklicher Weise ganz die gegenteiligen Tendenzen, Ehrung statt Kränkung Scheffels, Gewährung von Studienbeiträgen und Ausschreibung von Scheffelpreisen in seinen Satzungen vertritt. Die österreichische Schriftstellerin Caroline Bruch-Sinn schreibt in ihrem Artikel: „Der Scheffel-Bund, ein Blatt österreichischer Litteraturgeschichte“, zum fünften Jahre seines Bestandes: „Man würde fehl gehen, wenn man voraussetzte, dass dieses Unternehmen sich auf einseitige Verhimmlung eines Dichters beschränkte, . . . der Scheffelbund ist im Gegenteile eine Art von Hainbund, so gut ein solcher heute möglich und denkbar; er vereinigt in seinen ausübenden Mitgliedern, den Mitarbeitern seiner Publikationen, die Elite der österreichischen und „reichsdeutschen“ Schriftstellerwelt und auch ein ansehnliches Kontingent deutscher bildender Kunst.“ Und an anderer Stelle: Zweck dieser Vereinigung ist: der edleren, durchgeistigten Poesie eine Heimstätte zu bereiten, eine stille Insel in der wilden Wogenströmung der verschiedenen „Richtungen“ und „Schulen“.

und Tendenz der „Grenzboten“ nicht einverstanden sind, so müssen wir dem von Scheffel berührten Artikel doch unser volles Interesse zuwenden, da er bis heute das erste veröffentlichte Argument ist, mit welchem sich der Meister mit Händen und Füssen gegen eine Scheffelschule sträubt. Obwohl sich unser Ekkehard-Dichter stets als aufrichtigster und zu Zeiten derb alemannischer Poet unseres Jahrhunderts zeigte, muss doch erwähnt werden, dass er damals, als er sein Ergötzen und seine Genugthuung in jenem Artikel der Grenzboten fand, ernstlich krank und ein Misanthrop *) ärgster Art war. Gerecht scheint es uns, hiermit die Erwiderung Brombachers auf die Angriffe der „Grenzboten“ wiederzugeben. Am 22. Oktober schrieb der arg mitgenommene junge Poet:

„Was Ihre Anregung betrifft, so hat dieselbe meinen vollen Beifall, zumal wenn auf das „Loskommen“ das Hauptgewicht gelegt würde. Wohl Jeder, der einigermassen in unserer Belletristik auf dem Laufenden bleibt, wird sich sagen müssen, dass mit Scheffel ein Umschwung in der Litteratur stattfand. Alle Versuche anderer Schriftsteller, in anderer Art originell und bahnbrechend zu wirken, scheiterten entweder an ihrem eigenen Unvermögen

---

*) Sieh: Dr. B. v. Beck, Generalarzt a. D. „Meine Beziehungen zu Joseph Viktor v. Scheffel“ im fünften Jahrbuche des Scheffelbundes 1894.

oder an der Unempfänglichkeit des Publikums. Wir erleben das seltsame Schauspiel, dass Autoren zu ihrer Lebzeit schon in Vergessenheit geraten, dass das Publikum sich rasch begeistert einem neu aufgehenden Stern zuwendet, um sich ebenso rasch wieder unbefriedigt abzukehren, weil in der Regel ein blindes Huhn aus Zufall ein Körnlein gefunden hatte. Mag man in Lyrik, Epik und Drama oder Roman sich umsehen, nirgends eine kräftige Gestalt, nirgends etwas aus dem Leben des Dichters Abgelöstes, nirgends wahre Poesie. Hier steht aber Meister Scheffel noch allein da, er hat etwas mit seinem Herzblut geschrieben, und das vergisst sich nicht so leicht, besonders da er nicht weiter schrieb als ihm der Athem ausging. So möchte ich allerdings auch von einem Abschnitt „Scheffel und seine Schüler“ sprechen; allein diese Schüler wird man kaum nennen, und was sie dem Meister nachdichten, wird, wenn sie sonst nichts schaffen, nicht im Stande sein, ihnen eine Stellung in der Litteratur zu sichern. Der Grund davon ist, weil die Art der Scheffel'schen Dichtung durch Scheffel selbst erschöpft wurde. Die eingeschlagene Richtung lässt sich nicht weiter verfolgen, da die Mine schon bergmännisch ausgebeutet. Darum aber ist es kein Fehler, da anzufangen, wo ein anderer aufgehört hat, und selbst der scharfsinnige Kritiker des Grenzboten kann nicht prophezeien, dass „sie kleben und kleben“.*)

---

*) Die Strophe in Scheffels „Asphalt“, im „Gaudeamus“ lautet bekanntlich:

Sie konnten sich nimmer erheben,
Sie jammerten: „Allah ist gross!
Wir kleben — wir kleben — wir kleben!
Wir kleben und kommen nicht los!“

Originalität ist nie vom Himmel gefallen, und die grössten Meister gerade haben lange in den Fesseln anderer gelegen. Das Genie wird nur aus sich selbst geboren, muss sich aber an anderen bilden und versuchen.*) Und wenn sich die neu aufstrebende Generation gerade das Beste ausgesucht hat, sich daran zu bilden, so ist dies kein Zeichen des Verfalls oder der Beschränktheit, sondern beweist, dass Sinn und Verstand für das Schöne lebt und waltet und dass wir keinen „Grenzboten“ brauchen, der uns zum „Loskommen“ behilflich ist. Wie schwer es ist, in den festgeschlossenen Ring der exklusiven, nur sich verpflichteten und nur sich protegierenden Litteratenkreise einzudringen, ist Ihnen so gut bekannt wie mir: diesen Zauberring sprengen ist nicht nur eine Aufgabe, die Vergnügen bereitet, sondern es ist heilige Pflicht für jeden Kunstjünger. . . . . Einigung thut not, besonders wenn man unbekannt ist und was erreichen will. Mit Freuden biete ich darum die Hand zu einem Bunde, dem wir aber keinen Namen geben wollen, dessen Ziel und Streben auf nichts anders geht, als die wahre Kunst zu üben und zu pflegen, unbekümmert um das Gejohl und Zetermordio einiger Afterkritiker. Neid und Bosheit und Langeweile sind die Quellen, aus denen die heutige Kritik fliesst. „Haust du meinen Juden, hau' ich deinen Juden“, ist Devise geworden. Das

---

*) Hierin müssen wir widersprechen. Scheffels Originalität ist wirklich vom Himmel gefallen, sein Genie hat sich nicht an anderen gebildet. Wir verlangen vom Genie, dass es erfinde, und Scheffel hat seine Originalität erfunden. Bilden am Genie muss sich aber das Talent. Darum sind Schiller und Goethe nur an den alten Klassikern, diesen ureigensten Genies, gebildete phänomenale Talente.

Treiben dieser litterarischen verlotterten Bande ist so arg, dass man zum Himmel rufen möchte: „Herr, zerschmettere sie mit deinen Blitzen“. Wie ein Donnerwetter sollte man dreinfahren, dass sich die schreienden Mäuslein in ihre Löcher verkröchen und merkten, was gottbegnadete Kunst ist. Wenn wir das wollen, so dürfen wir uns aber auf keinen alten Standpunkt stellen, sondern auf einen neuen, eigenen. Für mich ist die Scheffelperiode überwunden, ich habe ihr viel zu danken, denn es ist kräftiger Ton da drinnen. . . . . Das Geschreibsel des Grenzboten ist mir nicht mehr wert, als was die Spatzen auf den Dächern pfeifen, denn es hat dicht Hand und Fuss.“

Soweit Brombacher, dessen kräftige und offene Replik auf die „Grenzboten“ Anerkennung verdient; ob er aber heute, da die Scheffel-Schule trotz Scheffels und der „Grenzboten“ Protest so weite und grösstenteils ungesunde Ausdehnung gewonnen, in gewisser Hinsicht nicht anders urteilen würde?

Aus dem Schreiben dieses ersten liebenswürdigen Opfers der Scheffelbegeisterung heben wir einen Satz heraus, der uns direkt in das Fahrwasser des zu besprechenden Themas führt. Brombacher schrieb 1883: „Diese Schüler wird man kaum nennen, und was sie dem Meister nachdichteten, wird nicht im Stande sein, ihnen eine Stellung in der Litteratur zu sichern.“ Wie sieht es dagegen heute nach einem Dezennium aus!

Heyses köstlicher ironischer Spruch: „Sein Lichtlein auf den Scheffel stellen“, ist zum Sprichwort geworden, und selbst die ernste und wohlmeinende Kritik will ihrem Schäflein gut, wenn sie von ihm sagt, sein Werk sei „vom Geiste Scheffels durchhaucht!“, und um ihren Liebling besonders herauszustreichen, behauptet dieselbe Kritik, er habe es besser gemacht als Scheffel; den Meister übertroffen! Die Litteraturgeschichte ist fin de siècle zur verhätschelnden Grossmama geworden, die froh ist, ein halbwegs geratenes Scheffel-Kind unter ihren Fittig zu nehmen. Die Realisten langen nicht, und besser als die Auswüchse auf dem Mistbeet der deutschen Zolas sind doch noch immer etliche Scheffler, um mit ihnen das litterarische Jahrhundert halbwegs ehrbar zu beschliessen. Wie kämen ansonst ein Karl Stieler, ein Julius Wolff, ein Rudolf Baumbach, ein Ludwig Ganghofer und ein F. W. Weber zu solchen Erfolgen, da sie doch den ausgeprägtesten und vorsichtigsten Scheffel-Typus tragen! Die Freude, Scheffel Gleichwertiges zu lesen, hat sie auf den Ehrenplatz gehoben, — die anziehende Scheffelweise. Diese sehr guten Poeten und noch manchen guten hat der böse Kritiker der „Grenzboten“ nur flüchtig oder gar nicht berührt, da er bei ausführ-

licher Behandlung derselben fürchten musste, auf derselben Eisbahn, auf die er ein junges, strebsames Talent führte, höchstselbst auszugleiten. Obwohl wir fest überzeugt sind, dass ein schlechtes Original auf allen Gebieten der Kunst noch immer nützlicher, aussichtsreicher und oft besser als eine gute Nachempfindung ist, so fragen wir unserem Thema zu liebe lächelnden Mundes: was versteht man unter dem Scheffel-Bacillus? Vom Scheffel-Bacillus sind alle jene behaftet, die sich bemühen, Scheffels Werke nach Inhalt und Form, in bis zur Geschmacklosigkeit altertümelnder Sprache und mit erheucheltem Humor, dem die bestbekannte Thräne im Auge fehlt, nachzuempfinden.

Vor einer Reihe von Jahren veröffentlichte der schlechte Dichter, aber gute Feuilletonist Emil Peschkau in einem Wiener Blatte ein Essay unter dem Titel: „Die Dichteritis“. In oft recht humorvoller Weise predigt der Verfasser in diesem Hirtenbriefe seiner Art gegen den Dilettantismus in der Poesie, sagt aber mit vielen Worten dasselbe, was Meister Scheffel in wenigen und besseren Schlagern seinem Hiddigeigei, der epischen Charakterkatze, in den Mund legt:

„Eigner Sang erfreut den Biedern,
Denn die Kunst ging längst ins Breite,

Seinen Hausbedarf an Liedern
Schafft ein Jeder selbst sich heute.

Drum der Dichtung leichte Schwingen
Strebt' auch ich mir anzueignen;
Wer wagt's, den Beruf zum Singen
Einem Kater abzuleugnen?

Und es kommt mir minder teuer,
Als zur Buchhandlung zu laufen
Und der Andern matt Geleier
Fein in Goldschnitt einzukaufen."

Es blieb aber nicht beim Hausbedarf, und ärger als das matte Geleier in Goldschnitt, die „Dichteritis", entwickelte sich die „Scheffelitis". Lieber „Josephus vom dürren Ast", wie sie dich im „Engeren" nannten, so viel Unheil hast du nie geahnt! Die „Scheffelitis" ist darum ärger als die gewöhnliche Dichtwut, weil sie einen grossen Teil wirklicher Talente gepackt hat, die, wären sie bei ihren Leisten geblieben, vielleicht Erspriessliches hätten schaffen können. Leider aber wurden mitunter Werke hervorgebracht, die geradezu ein Attentat auf den Dichter des „Ekkehard" und „Trompeter" waren. Sehr Unrecht geschah unserem Brombacher, indem er just an den Pranger der Scheffelitis genagelt wurde. Hätte der Kritiker der „Grenzboten" seine Arbeit ernst genommen, hätte er ganz andere Exemplare verunglückter Scheffelspekulation finden müssen.

Der Riesenerfolg der Werke Scheffels lockte ganz annehmbare Talente an wie ein Irrlicht — nur wenige retteten sich — und versenkte sie in den Sumpf missglückter Nachempfindung. Der Scheffel-Bacillus hat das ganze weite Gebiet deutscher Epik und Lyrik ergriffen und auf seinem Seuchenherd so vielseitige Krankheitsarten hervorgebracht, dass es sehr schwer hält und grosser Belesenheit bedarf, die Diagnosen der einzelnen Grade festzustellen. Es ist lustig zu verfolgen, mit welch schamlosem Raffinement diese Litteraturwindspiele vorgehen, um unter dem Deckmantel des Meisters originell zu erscheinen.

Bevor wir auf die Arten und Unterarten näher eingehen, wollen wir die drei Hauptgruppen der Scheffel-Schule feststellen:

1. Titel-Scheffelei.
2. Einteilungs- und Inhalts-Scheffelei
   a) mit oder ohne altertümelnder Sprache,
   b) mit oder ohne gelehrte Anmerkungen.
3. Vorsichtige, ehrliche und heimtückische Scheffler.

Die hier genannten Hauptgruppen können wieder zergliedert werden, die guten Schüler der Scheffel-Schule haben wieder selbst schlechte Nachahmer gefunden. Wir müssten einen ganzen Band über unser Thema schreiben, wollten wir auch auf diese Unter-

abteilungen eingehen; es genüge, einige Typen herzusetzen. Zur Parallele greifen wir jene Autoren heraus, die es in Folge ihres zweifellosen Talentes nicht notwendig gehabt hätten, ihr Lichtlein auf den Scheffel zu stellen, um sich im deutschen Dichterwald Gehör zu verschaffen. Wohl müssen wir betonen, dass es auch einigen Poeten, die anfangs dem Scheffel-Bacillus anheimfielen, gelang, sich loszureissen und sich zu einer Originalarbeit aufzuschwingen. Es wäre ja ganz und gar ungerecht, einen Autor, der sich die poetische Bearbeitung historischen Stoffes zum Vorwurf genommen, gleich als sklavischen Nachtreter Scheffels zu brandmarken — von den Berufskritikern leider oft geschehen — oder einen Anderen der Säkkinger Trompeterei anzuklagen, weil er so frei war, sein Epos in vierfüssigen Trochäen in die Welt zu tuten. Die als Scheffelei bezeichnete Entartung drückt sich vielmehr in lächerlichen Äusserlichkeiten aus, die es verschulden, dass ihr Urheber erbarmungslos demaskiert wird.

So kommen wir zur ersten Hauptgruppe; zur Titel-Scheffelei. Zu dieser gehören jene Werke, die nach Scheffels „Ekkehard“ oder „Trompeter“ betitelt sind.

Bekanntlich ist die Aufschrift dieses einzigen Werkes: „Ekkehard. Eine Geschichte aus

dem 10. Jahrhundert.“ Dies „Eine Geschichte aus“ ist kennzeichnend. So überschreibt Paul Lang seine hübschen Erzählungen „Auf schwäbischem Boden“ mit: „Heimo. Eine Geschichte aus.“ „Regisvindis. Eine Heiligengeschichte aus.“ C. Hirundo „Irmengard“ u. v. A. Und nach Scheffels „Trompeter von Säkkingen“ gibt es einen „Vikar von etc.“ Max Martersteig — ein ominöser Dichtername, — der Verfasser der schönen Dichtung „Jelta und Ruben“, betitelt ein Epos „Werner von Kurnefalk“, ohne den Scheffel'schen Jung Werner auch nur annähernd zu erreichen. Gesellhofen dichtete „Eine Jungfrau vom Kynast“, A. Breitner leider einen „Mönch von Mattsee“, Ernst v. d. Planitz einen sonst vortrefflichen „Dragoner von Gravelotte“*), Ludwig Walesrode ein Märchen „Der Storch von Nordenthal“ u. A. m. Ein Anderer versteigt sich so weit, eine „Äbtissin von Säkkingen“ zu gebären, als ob mit dem „Trompeter von Säkkingen“ nicht ohnehin schon das Beste zum Lobe Scheffels und zum Renommée der Waldstadt am Rhein gethan wäre! Von allen hierher gehörigen

---

*) Zweite Auflage. München 1887. Verlag von J. Schweitzer (J. Eichbichler). Ein nationales Epos voll Kraft und Saft, dessen 1. Auflage innerhalb fünf Monaten vergriffen war.

hielt sich nur Franz Hirsch's „Ännchen von Tharau“ — hier hat das „von“ natürlich seine Begründung — über der Sündflut der Scheffelei. Dieses echte Dichterwerk musste sich aber Bahn brechen, denn die Heldin ist eine Lieblingsgestalt des deutschen Volkes. Ihr Dichter führt eine flüssige Diktion, und seine Trochäen sind ebenso gut und ebenso schlecht wie die Scheffels im Trompeter. Darum darf Hirschs Hohes Lied der deutschen Jungfrau würdig neben dem Hohen Liede des deutschen Jünglings, neben dem Sang von Jung Werner stehen. Gleich bedeutend — jedoch zur dritten Hauptabteilung gehörend — führte sich Karl Erdm. Edler mit seiner gothischen Studie „Wilfried“ und der Novelle „Peire de Cinqtors“ ein. Obgleich sich in ersterer stark an Scheffel lehnend — wie jener Ekkehard die schöne Frau Hadwig, trägt ein Mönch die schöne Frau Editha unter tausend Gedanken auf den Armen — muss das hervorragende koloristische Talent des Verfassers gelobt werden. Peire de Cinqtors — auf welche Novelle mich der Leibfeuilletonist der Wiener „Presse“, Hugo Klein, aufmerksam machte — ist ein bleibendes Meisterwerk unserer Litteratur und verdiente von den P. T. Fachschriftstellern eingehende Würdigung. Für derlei

gutes Obst sind aber unsere Berufswespen nicht zu haben.

Nun zur Einteilungs- und Inhalts-Scheffelei. Sie ist charakterisiert durch das Einreihen, resp. Einstreuen von Liedern in die epische Handlung, nach Art der „Lieder Jung Werners“ im Trompeter. Die Liedereinstreuungstechnik — von Talentlosen, an poetischer Erfindung Armen zur Deckung der Breschen im Epos aus Mangel an poetischer Erfindung schlau benützt — ist übrigens nicht Scheffels Eigenbau. Bahnbrechend in dieser Richtung war Redwitz' Amaranth, und Scheffel hat wohl mit Vorbedacht seinem Bruder in Apoll Eins versetzt, wenn er im Vorwort zum Trompeter sagt:

„Fehlt ihm (dem Trompeter) auch der amaranthne
Weihrauchduft der frommen Seele
Und die anspruchsvolle Blässe.“

So verrieth sich unser Scheffel, dass er das abwechslungsvolle Einflechten von Liedern in den epischen Faden seinem Gegner abgeguckt. Diese Lieder sind aber bei Scheffel sehr gut, und — wie schlecht sind sie bei seinen Nachtretern! Mutigen empfehlen wir die Lektüre von L. St. Hohenrieds „Kattenburg“. Ein Sang aus der Zeit des Bauernkrieges. Da wimmelt es von Fiedeln, Steffeln, Hanseln und Friedeln. Das Vöglein, Mägd-

lein und Krug, Ränzel und Mieder führen einen wahren Satansreigen auf. Noch Schlimmeres leistet sich Benary in „Hans Besenried“ u. v. A. Es ist unglaublich, dass solche Arbeiten einen Verleger finden konnten und illustrierende Künstler! Um ganz vorurteilslos zu sein, sei nun Webers Epos „Dreizehn Linden“ berührt. Auch Weber hat seinem Epos Lieder eingeflochten; „des Priors Lehrsprüche“ erinnern stark an die „Lieder des stillen Mannes“*) im „Trompeter“; „Hildegundens Trauer“ und „Elmar im Klostergarten“ sind sicher unabsichtliche, aber starke Pendants zu den Liedern Margarethas und Jung Werners. Ein Zufall mag es sein, dass Webers Epos gleichviele Kapitel hat wie Scheffels Ekkehard. Ist es auch Zufall, dass wir im IV. Kapitel von „Dreizehn Linden“, das „Die Mette“ bezeichnet ist, die gleiche Scene finden wie im II. Kapitel des „Ekkehard“, das die Bezeichnung „Die Jünger des heiligen Gallus“ trägt? Dort wie hier werden uns die Klosterbrüder der Reihe nach vorgeführt. Wahrlich, wir haben eine zu hohe Achtung vor der Muse Webers, um ihn in die Reihe der

---

*) „Nicht rasten und nicht rosten!“ Jahrbuch 1892 des Scheffelbundes. Franz Pomezny: Der stille Mann in der Erdmannshöhle.

Scheffler zu stellen, aber zur Parallele fordert sein Epos doch heraus, es ist ohne Zweifel unter dem Einflusse des Scheffel'schen „Ekkehard" hervorgegangen.

Eine viel feinere Untersuchung *) als unsere trockene Nebeneinanderstellung hat Prof. Jos. Stöckle, der Scheffel-Biograph († 1893 in Schwetzingen), geführt; es sei nicht verschwiegen, dass wir mit dem lieben Freunde dabei scharf aneinandergeraten. *) Webers Bemerkung: „Des Altertümelns in der Sprache, so verlockend sich auch die Gelegenheit vielfach darbot, habe ich mich mit Fleiss enthalten", ist nur Beweis, dass er Scheffels gedacht. Endlich ist Webers Bestreben, seinem Epos den lokalen historischen Hintergrund zu rauben, nur ein Verdachtsmoment mehr zu Gunsten unserer Annahme. „Dreizehnlinden" ist ein historisches Epos von reinstem Golde, ein

---

*) F. W. Webers Dreizehnlinden und J. V. v. Scheffels Ekkehard. Eine Parallele von Professor Jos. Stöckle. Frankfurter zeitgemässe Broschüren von Dr. Joh. Mich. Raich. Frankfurt a. M. und Luzern. Druck von A. Foesser Nachf. 1890. Bd. XI. Heft 9. Dr. Michael Maria Rabenlechner. Webers Dreizehnlinden. Austria-Verlag. Wien 1891.

*) Allgemeine Kunstchronik. Wien 1891. Nr. 11. Zur neuesten Scheffel-Forschung. „Prof. J. Stöckle's Webers Dreizehn Linden und Scheffels Ekkehard" von A. Breitner.

Meisterwerk in Versen, wie unser „Ekkehard“ ein solches in Prosa ist, mag ihm auch manche Prachtgestalt aus Scheffels Hippokrene mangeln.

Wollen wir bei Originalität Schülerschaft im Gefolge sehen, so fehlt es auch Weber daran nicht, denn der schon erwähnte Hohenried (wahrscheinlich ein Blaustrumpf) geht bei Weber in die Schule und bei Scheffel; das gibt aus!

Hohenried leiert:

„Lieblich ist's an Maientagen
Durch die Flur zu streifen;
Lerchen trillern, Amseln schlagen
Und die Staare pfeifen (au!).“

Weber singt:

„Wonnig ist's in Frühlingstagen
Nach dem Wanderstab zu greifen
Und den Blumenstrauss am Hute
Gottes Garten zu durchschweifen.“

Man sieht, dass sich die Webergesellen nicht mit Ungeschick bemühen, den Ton zu treffen; nach etlichen Strophen geht den Staaren aber die Stimme aus, und statt des Singmuskelapparats arbeitet nun mehr der Flügelschlag. Bei Weber bringen die Mädchen „was der Winterfleiss gesponnen auf die Bleiche“, bei Fräulein Hohenried „schielen sie heimlich durch's Gezweige, hoffend, dass sich ein Jäger zeige“. So wird in dieser

Manier ganz Fürchterliches geleistet, selbst vor Kleptomanie scheut sich diese schlechteste Gattung von Schefflern nicht.

Wieder Andere vermeiden den Lieder-Handgriff, um dafür die notwendige Scheffel-Patina aus dem Thierreich und aus Wort- und Satzverzerrung herzustellen. (Isa. Eine epische Dichtung von Joh. Bapt. Degen.) Sie fangen aus der poetischen Menagerie statt der epischen Charakterkatze andere Vier- oder Zweifüssler heraus, die dann als Weltweise in der Handlung mitthun. Heines „Atta Troll“, der philosophierende Bär, musste dem Kater Hiddigeigei Platz machen, und diesem folgten Affe, Hund, Storch und Eule, Frosch, Aal, Krebs und Goldfisch. (Leo Werft „Loreley“.) Die Beschwörer dieser Hausthiere wollen wir hier nicht nennen, es sähe kein Ende heraus.

Mehr lockt uns die Züchtung der alter-tümelnden Sprache durch den Scheffel-Bacillus an. Mit dieser Archiv-Sprache wird oft ein Scheffelstrudel ausgebacken, der auch dem geduldigsten Leser den Magen verderben muss. Ganz unbegründet ist z. B. die Scheffelei bei Karl Bleibtreu. Was diesen tüchtigen Schriftsteller bewogen, sich vom Scheffel-Bacillus infizieren zu lassen, ist uns ein Rätsel. Nur die Hoffnung, sich à la Scheffel in hundert und zwei-

hundert Auflagen gedruckt zu sehen, kann ihn auf diesen Irrweg geführt haben; oder die Gewohnheit, über Alles zu schreiben oder alle Gebiete, die zur Verdichtung möglich sind, zu versuchen. Bleibtreu's litterarisches Menu ist wohl das abwechslungsreichste, das man im Kürschner finden kann. Trotzdem blieb sich Bleibtreu nicht treu und liess sich zu einer „Nibelunge Not. Eine Aventiure" verleiten. Wie entsetzlich wirken in dieser nicht schlecht erdachten Komposition von Vers und Prosa die Worte „sedem", „sintemalen", „so man", „jetzo", „so er", das lückenausfüllende „gar" und „da", das „sung" statt „sang", endlich die widerlichen Latinismen, wenn sie ganz und gar inkonsequent in die gut neuhochdeutsche Wortstellung hineingepfercht werden. Diese Art Scheffel-Nachtreter irrt, wenn sie glaubt, dass sie mit Anwendung solcher Brocken den altertümelnden Edelrost des „Ekkehard", „Hugideo" oder „Juniperus" fabrizieren könne. Jener alte anheimelnde Hauch, der uns aus den vergilbten Urkunden des „Ekkehard" anweht, wie der Duft vom Frühlingsgrün, das eine Burgruine saftig überwuchert, liegt nicht in den genannten und ähnlichen Archaismen, sondern vielmehr im Zauber des Gedankens und der kraftvollen Satzstellung, um die sich der Humor

rankt, wie das Immergrün um den Stamm der Eiche; und diese Sprachkraft und dieser Humor sind Scheffels bisher nicht nachempfindbares Eigen geblieben. Dieses unergründliche Geheimnis der Scheffel'schen Diktion lässt sich mit Worten nicht, mit einem Bilde nur annähernd wiedergeben. Vielleicht kommen wir zum Ziele, wenn wir uns die Gestalten eines Grützner in die Landschaft eines Preller oder Böcklin versetzt denken; das lebensvoll Heitere in das Ernste, Schweigende. Die Ruhe, die heitere Ruhe, mit dem tiefen Ernst im Hintergrunde, das ist's, was uns in Scheffels Werken so siegreich fesselt. Und noch Eins: das Naive, Kindliche, das unter der kunstlosen Hand der Nachempfinder zum Trivialen und Lächerlichen wird.

Die gelehrten Anmerkungen — sie waren Ursache des erbitterten Kampfes*) Scheffels und seines ersten Verlegers — haben viele Scheffler gleichfalls gemein, wenn auch anders motiviert. So: Weber, Dr. Adolf Riecke, Ernst von der Planitz, Karl Stieler (Neue Hochlandslieder) u. A. m.

---

*) Deutsche Buchhändler-Akademie. Herausgegeben von H. Weissbach. IV. Band, 1. und 2. Heft. Weimar, Verlag von H. Weissbach, 1887. G. Hölscher: Die Schicksale einiger Bücher von J. V. v. Scheffel.

Wir sind nun bei der dritten und letzten Gruppe angekommen; bei den vorsichtigen, ehrlichen und heimtückischen Schefflern. Zur ersten Klasse gehören jene, die ihr Werk dem Meister Josephus widmen (Guido List: „Carnuntum.“ 2 Bde. Grothes Verlag, Berlin) oder im Vorwort seiner Erwähnung thun und sich offen als seine Schüler bekennen. Sie gestehen freimütig ein, dass es ihnen Freude oder Spass macht, zu „scheffeln“, ohne ernstlich daran zu denken, dem Meister gleichen, geschweige, ihn übertreffen zu wollen. Wie herzig grüsst Woldemar Kaden den Sangesbruder:

„Lass dich grüssen, deutscher Sänger,
Von der alten Wälschlandsonne,
Von derselben, die dir einstens
Mit den süssen Capritrauben
Den „Trompeter“ hat gezeitigt.
Einundzwanzig Jahre schwanden,
Nichts für mich, für dich schon etwas,
Und ich möchte wissen, ob du,
Wie du meiner noch gedenkst?
Sieh, der heute vor mir sitzt,
Dieser schwärmerische Deutsche,
Sieh, der kennt dich, liebt sogar dich,
Und ihm darf ich's anvertrauen,
Dich von Herzen recht zu grüssen
Viele tausend, tausendmal
Von der alten Wälschlandsonne.“

Wir möchten hier auf diese wahrhaft

herzerquickende Dichtung „Durstige Tage“ wiederholt hinweisen.*)

Bemerkenswert ist es, dass jene Dichter, die Scheffel im Leben am nächsten gestanden, am wenigsten oder gar nicht von ihm beeinflusst wurden, so der stürmende Felix Dahn, in dessen Werken auch nicht eine Spur vom Scheffel-Bacillus zu merken ist. Seine Freude am Spiel mit lateinischen Gedichten kann nicht als Scheffelei gelten, und die Anregung zum Romane „Bissula“ mag er ungestraft aus Scheffels „Ekkehard“ geschöpft haben. Wie ehrlich deutsch spricht sich Dahn aus: „Von den deutschen Dichtern, welche einem älteren Menschenalter angehören, ist mir Friedrich Rückert am nächsten gestanden; unter den mir gleichaltrigen aber ist mir als Mensch und als Künstler der Liebste, wohl auch der innigst Artverwandte gewesen mein trauter Herzensfreund und in fast allen Dingen mein Gesinnungs- und Geschmacksgenosse in Neigung und Abneigung — Joseph Viktor v. Scheffel!“**)

---

*) Durstige Tage. Eine wälsche Weinwanderung von Woldemar Kaden. »Adducere sitim tempora, Virgili.« Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp.

**) „Nicht rasten und nicht rosten!“ Jahrbuch 1893 des Scheffelbundes. Herausgegeben von Jos. Stöckle. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Comp., 1893.

Die beiden Freunde sprechen über poetische Stoffe, und Dahn hört entzückt das Urteil des Meisters, ohne sich in irgendeinem Werke plumper Scheffelei schuldig zu machen.

Ein ebenso vorzügliches poetisches Talent, das im Geiste des Meisters aufgegangen, ohne abgeschmackter Nachempfindung Opfer zu sein, ist neben Gustav Kastropp (Heinrich von Ofterdingen) und Wilhelm Hertz (Bruder Rausch) der Karlsruher Robert Haass. Seine Lieder und Bilder vom Schwarzwald, unter dem Pseudonym H. Robert und dem Titel „Abnoba“ (Bonz u. Comp.) erschienen, sind dem Schwarzwaldwanderer ein liebliches Vademekum geworden. Der Schutzpatronin des Schwarzwaldes, der Göttin Abnoba, widmet er sein Buch:

In den tiefen Einsamkeiten
Lebt dein Reich, das nie versank,
Und mir ist, ich hör' dich schreiten
— Waldesgöttin! Habe Dank!

Klingend über Forst und Felder
Grüsst mein Lied — du warst mir nah —
Königin der schwarzen Wälder,
Dich, Diana Abnoba!

Haass' Büchlein „In Honorem J. Victoris Scheffel“ legte den Grund zur Errichtung des Scheffel-Denkmals in Karlsruhe und zur beschleunigten in Heidelberg. Eines

dieser Gedichte aus dem „Scherflein des Dankes von einem alten Heidelberger Studenten“ müssen wir noch hier wiedergeben, um zu beweisen, dass diese Art Scheffelei am Platze ist:

Wartburg.

Der Morgen graut, die Dämm'rung rinnt,
Die Nebelmassen wogen,
Frau Aventiure steht und sinnt
Im hohen Fensterbogen.

Sie schaut hinab in's schlafende Thal
Und zum Bergwald, dem nachttaufeuchten,
Da hebt sich südher mit einemmal
Ein seltsam Glimmen und Leuchten.

's ist nicht die Sonne, die ist noch fern,
Und es ist nicht von Osten gekommen:
Es ist eines sterbenden Dichters Stern,
Der über dem Schwarzwald verglommen.

Sie kennt das Zeichen, — sie ahnte es schon,
Sie neigt ihr Haupt in Bangen:
„Mein letzter Ritter, mein Lieblingssohn,
„So bist du dahingegangen!

„Nun muss ich Vereinsamte mich vor der Welt
„In die Waldestiefen verstecken!
„Wann wird mich wieder ein preislicher Held
„Mit singendem Hornruf wecken?“

Von diesen preislichen Helden starb einer im schönsten Mannesalter, Karl Stieler*);

---

*) Salzburger Zeitung 28. und 29. April 1886. Feuilleton. Scheffel u. Stieler von A. Breitner.

seine „Hochlandslieder“ („Eliland“ und „Almenlieder vor tausend Jahren“), insbesondere seine „Neuen Hochlandslieder“, darunter: „Fischervolk“, „Feldpfade“ und „Bergsagen“, stehen einzig da in der deutschen Lyrik. Eine Schülerin hat er in C. Hirundo (Constanze Dahn) gefunden, die mit Geschick seinen Weisen gelauscht und in den „Chiemseeliedern“ ihrem Vorbilde folgt. Von den lebenden preislichen Helden seien Felix Dahn, Wilhelm Jensen („Hunnenblut“) und Richard von Strele genannt. Dieser letztere wird uns seine gesammelten Dichtungen wohl nimmer lange vorenthalten, sie werden uns ein Stück gottbegnadeten Sängertums offenbaren. Was von R. Haass gilt, das gilt auch von unserem Salzburger Strele, der seine Harfe schon so oft zum Preise Scheffels ertönen liess.

Wir stehen nun am Schlusse unserer Diagnose, bei den heimtückischen Schefflern. In ihre Reihen gehören die Gruppen eins und zwei a und b, aber auch jene, die zwar nicht zu diesen Abteilungen gehören, jedoch Allem mit ängstlicher Vorsicht ausweichen, was sie auch nur mit Scheffel in leiseste Berührung bringen könnte. Sie weigern sich mit Macht, in Anthologien zu stehen, die etwa Gedichte Scheffels ent-

halten; sie weichen allen litterarischen Gesellschaften aus, wo Scheffel zur Sprache kommt — scheffeln aber trotzdem auf Mord und Brand in ihren Werken, und zwar zur Freude und zur Ehre ihres Meisters. Hierher gehören Theodor Wodiczka (Belicosus. Roman in zwei Bänden. Pierson's Verlag. Dresden), Julius Wolff, Ludwig Ganghofer und Rudolf Baumbach. Julius Wolff, der Dichter und Quedlinburger, der Vielgekaufte, Vielgelesene und Vielbesprochene; in welchen Werken scheffelt dieser? Im „Till Eulenspiegel", im „Singuf", im „Wilden Jäger", im „Sülfmeister" und in der „Lurley". Im „Tannhäuser", der des Dichters Ruf begründet, scheffelt er am wenigsten. Die am meisten fachmännische, liebevollste und eingehendste Buchbesprechung, die je geschrieben wurde, ist jene Philipp Stein's über den „Tannhäuser" 1880 in dem jetzt nur mehr ein trauriges Dasein fristenden „Litterarischen Merkur". Und doch begeht Stein am Schlusse seiner vortrefflichen Arbeit die Unüberlegtheit, Scheffels „Ekkehard" mit dem „Tannhäuser" zu parallelisieren! — zwei Dichtungen, die ihrem Charakter nach so grundverschieden sind und in ihrer Ausführung ganz und gar auseinanderliegen. In der löblichen Absicht, seinem Julius Wolff das denkbar höchste

Lob zu sagen, versteigt sich Stein zu dieser Schlussbemerkung: „Überreich an anmutiger Schönheit etc. . . ., ist Julius Wolff's Tannhäuser ebenbürtig Scheffel's Ekkehard zur Seite zu stellen, nur dass der Tannhäuser-Minnesang dem Ekkehard an Glanz und Schönheit der Form noch überlegen ist". An „Schönheit der Form" kann der Tannhäuser in Versen doch nicht dem „Ekkehard" in Prosa überlegen sein, geschweige in der Diktion. Eine solche Nebeneinanderstellung ist einfach ein Unding. Ebenso unsinnig wäre die Nebeneinanderstellung von Plastik und Malerei zweier durchaus verschieden angelegter Meister. Sagen wir getrost: „Ekkehard" und „Tannhäuser" sind zwei Prachtstücke für sich.

Auf Rudolf Baumbach hat Heyse die bekannte Butzenscheiben-Lyrik gemünzt. Wir haben diesem Urteile kein treffenderes anzufügen, müssen aber Baumbach's „Sommermärchen" davon ausnehmen, die nichts gemein haben mit dem Scheffel-Bacillus, aber den deutschen Märchen-Schatz um einen Edelstein bereichern.

Schliesslich zum liebenswürdigsten aller heimtückischsten Scheffler, zu Ludwig Ganghofer. Er hat der Bühne mit dem „Herrgottschnitzer von Ammergau" Lebewohl gesagt und sich der einträglicheren

Kunstrichtung, dem historischen Roman, in die Arme geworfen. Er hat gut überlegt, denn ihm fehlt das Talent nicht zum Fabulieren, und mit Bedacht lässt er trotz des beabsichtigten historischen Kolorits die Urkundenforschung bei Seite, die ihn unter den Scheffel stellen würde; so aber hält er sich wacker auf dem Scheffel, wie seine fesselnden Romane „Der Klosterjäger“ und „Die Martinsklause“ vortrefflich demonstrieren. Böse Kritiker haben behauptet, zu einem historischen Roman à la Martinsklause gehöre folgendes Programm:

5 Mönche,
1 Ritter (wild),
2 Kuhmägde (sanft),
1 Dame (la recherche de la paternité est interdite),
2 Gewitter,
1 See (mit oder ohne Glanz),
100 Joch Wald und Wiesengrund und viel Weidevieh.

Zur Freude der „Gartenlaube“ und des deutschen Publikums arbeitet unser Ganghofer aber nicht nach diesem Programm, er steht auf eigenen Füssen und ist in poetischer Erfindung der würdige Schüler Scheffels. Die Landschaftsschilderungen in seinen genannten Werken gehören mit zu dem Besten, was die Schreibekunst unserer

Schüler hervorgebracht. Wäre ihm die Ruhe in der Schilderung eigen, die Scheffel auszeichnet, dürfte unser Ludwig neben seinem Meister dauernd genannt werden. Vielleicht hat Ganghofer eine zu üppige Phantasie, die ihn mit sich reisst, wie die Lawinen-Stürze, die er so packend zu schildern weiss; die Helden seiner Romane versteht er famos zu schnitzen. Wie kommt es aber, dass wir einen „Ekkehard“ wiederholt und eine „Martinsklause“ nur einmal mit Genuss lesen können? Daran ist die Unruhe in der Komposition schuld, das Wechselvolle der Scenerie, das uns immer den Bühnentechniker verrät. Die Bilder in Ganghofers Romanen wechseln so rasch, wie die Örtlichkeiten der Handlung, und der Leser kann sich nur schwer den Faden der Erzählung knüpfen. Bei Ganghofer sind viele Stücke Edelerz, bei Scheffel ist's nur ein Stück. Vielleicht gelingt es unserem Dichter, diese Kompaktheit, mit dem noch fehlenden Kitt gefügt, in einem folgenden Werke seines Berchtesgadner- oder Watzmannskinder-Cyklus zu erreichen; er hätte Scheffel erreicht! Ganghofer und noch viele andere Scheffler sind im Scheffel-Refugium von Bonz in Stuttgart erschienen.

Der sporadischen Scheffler, jener, die zu besonders festlichen Anlässen „dichten“

und sich selbst als Gelegenheitsdichter vorstellen und im Tone Scheffels arbeiten, ist Legion, und sie können hier straflos ausgehen, da sie eigentlich zu den Parodisten gehören, über die wir gelegentlich berichten wollen. Der Vollständigkeit halber müssen wir eines Artikels aus „Der Bote aus dem Waldviertel“ (Niederösterreich) Erwähnung thun, in welchem der pädagogische Schriftsteller Joseph Allram (derzeit in Wien lebend) den gelungenen Versuch macht, einen neuen Scheffel zu entdecken. Er behandelt das Büchlein „Ergo bibamus“*) des Wachauers Anton Joseph Liszt und findet in dessen Versen eine nennenswerte Schülerschaft zum Dichter des Gaudeamus. Uns scheint Liszt eher Baumbachianer als Scheffler.

Unsere Diagnose wäre nur halb ausgesprochen, ohne die Philippika Paul Heyse's über die Scheffelschule hier angefügt zu haben. Sie ist dem Vorworte zur hundertsten Ausgabe der Gedichte Emanuel Geibels entnommen. Heyse apostrophiert den „in seinem stillen Haus“ sitzenden und auf den Weltenlärm lauschenden Dichter und fährt fort:

---

*) Der Bote aus dem Waldviertel Nr. 320. 15. April. XIV. Jahrgang. Feuilleton. Ein neuer Scheffel.

Denn mittlerweile kam bei uns in Schwang
Ein seltsam Wesen, ein gespreiztes Spiel
Mit altertümlich krausem Kling und Klang,
Das flachen Halbtalenten wohlgefiel.
Der Freund, der liedesmächtig, stark und zart,
Zur Urständ half dem edlen Ekkehard,
Wohl ahnt er nicht, dass er heraufbeschwor
Den minn- und meistersingerlichen Chor.
Ein Narr macht mehre, Freund. Doch gib nur Acht,
Wie viele Thoren erst ein Weiser macht!
Der Maskentrödel, guter alter Zeit
Entlehnt, birgt nun moderne Nichtigkeit.
Da schleift und stelzt ein blöder Mummenschanz,
Ein Landsknechtminnespiel und Dörpertanz,
Mit Hei! und Ha! und Phrasenputz verbrämt,
Der todtem Kunstgebrauch sich anbequemt.
O wie den Herrn, die Nichts zu sagen hatten,
Die fremde Schnörkelrede kam zu Statten,
Und wie der Zeit, die nicht zu eig'nem Stil
Den Mut erschwang, die Äfferei gefiel!
Zumal zum altertümelnden Gerät,
In Haus und Tracht als höchster Schmuck bewundert,
Die Butzenscheiben-Lyrik trefflich steht,
Verläugnend unser lichteres Jahrhundert!
Und wo der Dichter sonst begeistert stand
Im Vortrab der Geschichte, Hand in Hand
Mit Denen, die am Werk der Zukunft bauten
Und Zeichen deutend nach den Sternen schauten, —
Heut, nicht mehr lauschend in die eigne Brust,
Vergräbt er sich in Raritätenwust
Und girrt dem kindisch leichtbegnügten Schwarm
Sein Spielmannsliedel vor, dass Gott erbarm'!
Sich selber dünkend ein gewalt'ger Held,
Wenn er sein Lichtlein auf den Scheffel stellt.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Herrn Anton Breitner
Verfasser des Mönch von Mattsee

danke ich freundlich für seinen
Sang aus dem Salzachland, bitte
aber in dem neusten Heft der

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur & Kunst
Nro. 34. ausgegeben am 16 Aug. 1883.
(Leipzig, Fr. L. Herbig) pag. 449.
den kritischen Aufsatz
„die Scheffelei in Lyrik und Epik"
zu lesen und beherzigen.

Radolfzell am Untersee
22 Aug. 1883.

V. v. Scheffel.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Verlag der Buch- und Kunsthandlung Hermann Kerber
in Salzburg:

Chronika

der fuernemben, fuerstlichen Vestung Hochen-Saltzpurg

von der Römer Zeiten bis auf gegenwaertiges
Jahr Christi 1650.

Zu Nutz und Besten
derer von Adel und Geistlichkeit (nit minder Burger
und Inwohner der loeblichen Stadt Saltz-
purg) auch zureisender frembden aus
den bewaehrtesten Auctoribus

zusambengetragen durch

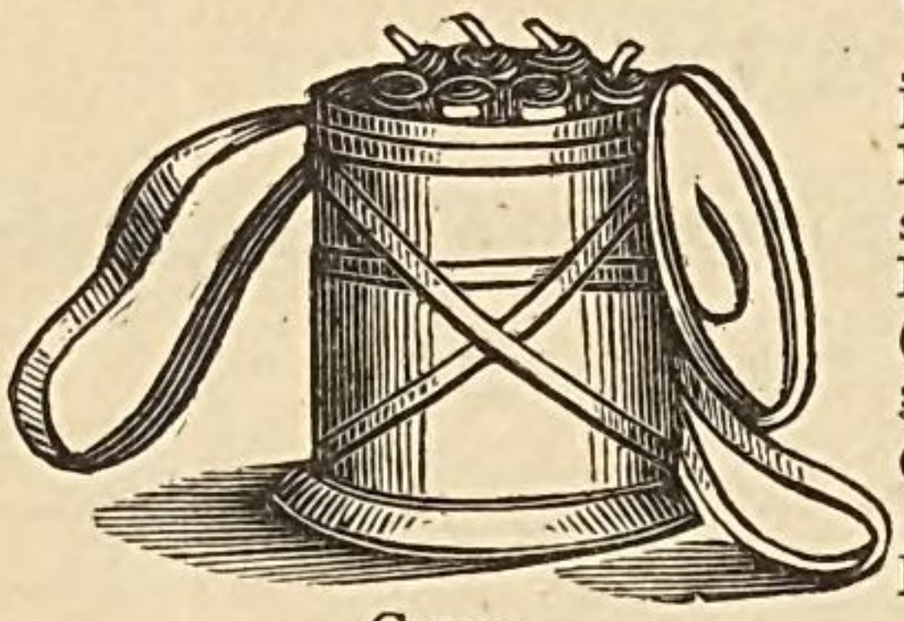
Hansen Widmann von Mieringen
Sr. Hochfürstlichen Gnaden von Saltzpurg Rath
und Pfleger selbiger Vestung.

Zum erstenmal in Druck ausgegangen und zu finden bei

Hermannum Kerbern
Buchfuerer und Verlegern in Saltzpurg.
1895.

Von Anton Breitner sind bei **J. SCHWEITZER Verlag (Jos. Eichbichler) in München** erschienen:

Vindobonas Rose.



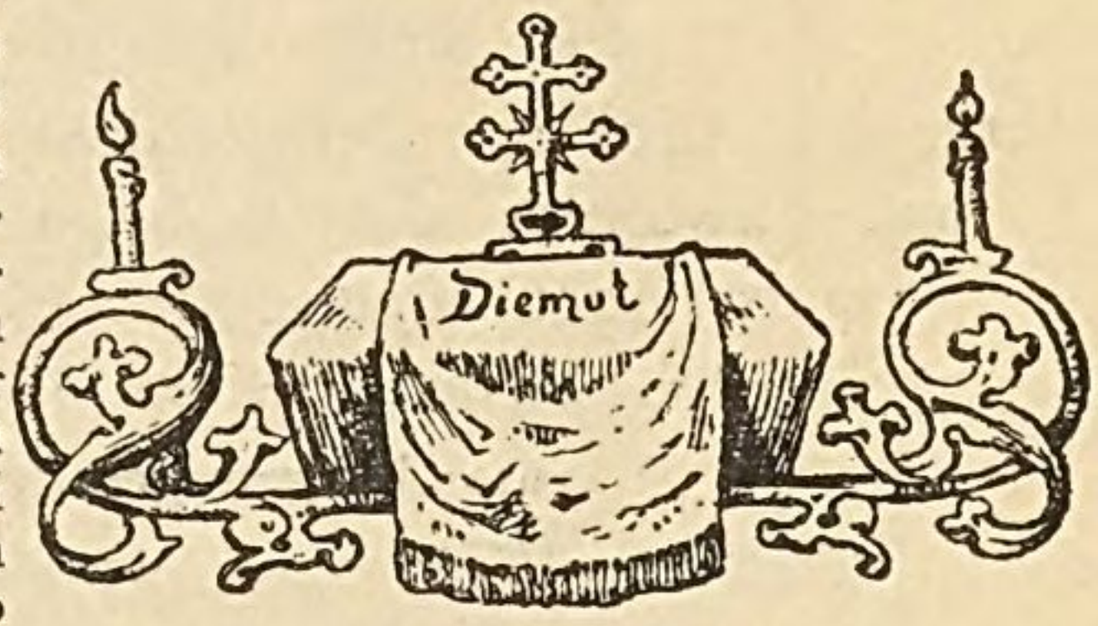
Capsa.

In Gestalt einer römischen Bücherschachtel capsa od. scrinium erschienen. Auf der Buchaustellung in Antwerpen (1890) mit dem Diplom der gold. Medaille preisgekrönt.

Capsa-Ausstattung
3 fl. 60 k. Ö. W. = 6 M.
Buch-Ausstatt. eleg. cart.
1 fl. 80 k. Ö. W. = 3 M.

Diemut.

Ein historisches Landschaftsbild aus Salzburg. Illustrirt von **Hermann Bergmeister.** Klichés u. Ausstattung (Missale aus dem 14. Jahrhundert) der Kunstanstalt **Christian Höller** u. Buchbinderei **Wilhelm Gräven** in Wien. M. 3. 60
oder 2 fl. 23 k. Ö. W.



Verlag von Ed. Müller, Rom. In Commission bei W. Drugulin, Leipzig.

Römischer Kalender Deutscher Nation.

Begründet von **Hermann Allmers,** fortgeführt von A. Breitner. Illustrirt von **W. Allers** und **H. Bergmeister.** Mit 7 Vollbildern, 18 Kopfleisten und 6 Schlussstücken in Farben nach antiken Motiven. Auf Kupferdruckpapier. Mit litter. Beiträgen der hervorragendsten deutschen Dichter. M. 4. 20.

Verlag von A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig.

Scheffel-Gedenkbuch.

(Ihrer k.-k. Hoheit Frau Erzherzogin Marie Valerie gewidmet.) Mit Zeichnungen und Faksimiles und über 100 Originalbeiträgen deutscher Dichter und Schriftsteller. Anlässlich der Gründung des Scheffelbundes herausgegeben von A. Breitner. Originalband 1 fl. 50 k. = 3 M.

Verlag von **Heinrich Dieter, k. u. k. Hofbuchhändler:**

Salzburg. 1895.

Junge Liebe.

Rückschau einer glücklichen Braut

getreu in Versen nacherzählt

von

Heinrich Dieter.

Salzburg. 1894.

Von meinem Lebensweg.

Lieder und Uebersetzungen

von

Heinrich Dieter.

Bög

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Litteraturbilder Fin de Siècle

Bd.: 1

1896

H.lit.p. 225 p-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11810009-0